Abälard und Heloiſe

oder

der Schriftſteller und der Menſch.

Eine Reihe

humoriſtiſch-philoſophiſcher

Aphorismen.

Von

Ludwig Feuerbach.

Ansbach, 1834.
Druck und Verlag von Carl Brügel.

Einem Vater, der endlich seine Tochter an einen braven Mann gebracht hat, kann es nicht wohler zu Muthe sein, als einem Schriftsteller, der eben in der Vorrede im Begriffe steht, die fertige Schrift der Welt zum Eigenthum zu geben und ihr von nun an die Sorge für sie zu überlassen. Ein Stein ist ihm vom Herzen. Es ist ihm, als wäre er von einer schweren Krankheit genesen. Er ist erwacht zu neuem Leben. Es ist ihm wieder heimisch in seinem Hause, er fühlt sich erlöst von einem Gaste, der nur zu lange in ihm wie ein böser Geist seinen unsaubern Spuck trieb. Jede neue Schrift ist ein Glied in der Kette seiner Metamorphosen, eine erfahrungsreiche Epoche in seinem Leben. Mit allen ihren Freuden und Schmerzen liegt sie jetzt, wie die Zeit der Jugend dem Manne, überwunden hinter seinem Rücken. Er ist gescheuter worden. Er hat mit seinen Tugenden auch seine Mängel außer sich zur Anschauung gebracht, und sie eben dadurch von

ſich abgeſtreift, er bewahrt nur noch das Gute als Saamen künftiger Schöpfungen auf. Er ſingt fröhlich mit dem Dichter:

Je ferme à jamais
Ce livre à ma pensée étranger désormais,
Je n'écouterai pas ce qu'en dira la foule,
Car qu'importe à la source où son onde s'écoule?

Dieſe glückliche Stimmung des Schriftſtellers bemißt ſich nicht nach dem äußeren Umfang ſeiner Arbeit. Es iſt mit den Büchern, wie mit den Kindern; die kleinen machen einem am meiſten zu ſchaffen. Und wie ſich der Werth und Inhalt des Lebens nicht nach der Zahl der Jahre, ſo beſtimmt ſich auch der Werth und Inhalt einer Schrift nicht nach der Menge der Bogen. Ein in einem kurzen Aphorismus abgeſchloſſnes Leben kann mehr Geiſt und Gehalt, ſelbſt mehr Erfahrungen in ſich bergen, als ein im langweiligen Katheder- oder Kanzelſtyl breit ausgeſponnenes Leben. Die ſchönſten, die gehaltvollſten Perioden in der Geſchichte waren die kürzeſten.

Aphorismen bezeichnet der Titel als den Inhalt dieſer Schrift. Man erwarte aber nicht in ihr einzelne,

unzusammenhängende, zufällige Gedanken oder Einfälle. Es ist Ein Thema, Eine Grundidee, die sich durch das Ganze zieht, jedoch in freien, oft labyrintischen Windungen, wo sie sich vorsetzlich bald den Blicken entzieht, bald aber wieder um so heller sich zeigt. Diese Freiheit der Bewegung ist absichtlich, wie die Form der Aphorismen. Der Gedanke sollte in die möglichste Kürze zusammengedrängt, jeder Beweis und Zusatz, jede nothwendige Erläuterung, Variation und Modification eines Gedankens zugleich selbst wieder als ein abgeschlossner Gedanke dargestellt, jene in die Länge ziehende Breite also, die bei jeder andern Form unvermeidlich ist, übrigens das Gemüth des Lesers in einen höchst behaglichen Zustand versetzt, aber auch nur zu häufig ein bloßer Kunstgriff des Schriftstellers ist, um den Leser zu zerstreuen, zu beschäftigen und hinzuhalten, damit er die Armuth und Schwäche des Gedankens nicht merkt, dadurch vermieden werden. Deßwegen eignen sich auch wenigstens die vorderen Aphorismen nicht zu einer ununterbrochenen Lektüre. Daß sie abwechselnd bald länger, bald kürzer, überhaupt durchaus nicht nach irgend einem beschränkten ein- und gleichförmigen Maaße verfaßt sind, rechtfertigt die Freiheit des Humors.

Es erhellt übrigens schon aus dem Titel, in dem der Humor als ein Prädikat der Philosophie bezeichnet ist, daß Witz, Phantasie, Humor nur in so fern in dieser Schrift in Betracht kommen und für den Verfasser überhaupt Werth haben, als sie einer höhern Macht, als sie selber sind, dienen — der Wahrheit und dem Gedanken, durch welchen sie sich allein dem Sterblichen in unzweideutigem Lichte offenbart. Sehr häufig sind freilich Witz und Phantasie da, wo sie nicht in ihrem eigenthümlichen Elemente, dem der Poesie sind, nur Vitia splendida, nur Lückenbüßer des Gedankens. Etwas andres ist es dagegen, wo sie die Früchte der Erkenntniß sind, denen nur die innere Reife den reizenden Farbenschmuck der Schönheit aufgedrückt hat, wo das Feuer der Sinnlichkeit nicht die Gluth der Begierde ist, die den ersehnten Gegenstand in täuschenden Bildern vergebens zu erfassen strebt, sondern die Gluth des vollendeten Genußes, wo die Phantasie die Geliebte des Gedankes ist, die die selige Gewißheit, daß sie sein, daß er ihr Wesen ist, dem Geliebten in freudetrunknen Blicken entgegenstrahlt.

Mit andern Worten und Bildern: hier ist die Phantasie selbst nur eine Phantasie, der Witz selbst

nur ein Witz, hier sind sie nichts weiter, als der sich selbst erkennende und klar durchschauende Gedanke, der sich freiwillig zum Bilde entäußert, der sich anders ausdrücken könnte, wenn er wollte, der nur aus tiefer Ironie unter der Maske des Scherzes und Bildes den bittern Ernst der Wahrheit verbirgt. Ein wesentliches Attribut des Gedankens, der sich so ausdrückt, ist aber der Humor, der jedoch hier keine andere Bedeutung hat, als die, daß er der Privatdocent der Philosophie ist.

Bei dieser Versenkung des Gedankes in das Element der sinnlichen Anschauung ist es indeß, selbst wenn der Gedanke vollkommen Herr seiner selbst bleibt, unvermeidlich, daß nicht oft der wahre tiefere Sinn für den Leser in den Hintergrund tritt, das Symbol wohl gar für die Sache selbst genommen wird und dadurch Mißverständnisse mancherlei Art entstehen können. So entgeht es vielleicht manchem Leser, daß selbst der Ausdruck: Schriftsteller sehr häufig nur symbolische Bedeutung hat, nicht den eigentlichen Schriftsteller, sondern überhaupt den Geist, den im

Geiste lebenden und webenden Menschen bezeichnet. Aber kann man auch durch den klarsten, den bestimmtesten, den unzweideutigsten Ausdruck den Gedanken vor Mißverständnissen, selbst rohen bewahren?

Sincerum est nisi vas, quodcunque infundis, acescit.

Es geht uns mit den Büchern, wie mit den Menſchen. Wir machen zwar viele Bekanntſchaften, aber Wenige erwählen wir zu unſern Freunden, unſern vertrauten Lebensgefährten.

Bekannte kommen und vergehen, Freunde nicht. Bücher, die wir zu unſern Freunden machen, werden uns nie zum Eckel. Sie nützen ſich durch den Gebrauch nicht ab; ſie reproduciren ſich immer von Neuem, wie das Leben; ihr Genuß iſt unerſchöpflich.

Ueber tüchtige Menſchen erlauben wir uns erſt nach langem Umgange ein Urtheil, aber über unzählige fällen wir gleich beim erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft mit ihnen ein Urtheil, und zwar kein anderes, als daß wir ſagen: wir können unmöglich mit ihnen umgehen, wir wollen ſie gar nicht kennen lernen. So geht's uns auch mit unzähligen Schriften: ſchon bei den erſten Seiten ſind wir mit ihnen fertig. Wir können ſie eben ſo wenig genießen, als wir todte Mäuſe und Ratten zu uns nehmen, oder den Speichel andrer Menſchen auflecken können, und ſollten wir auch, wie jene verirrte Mönche, durch ſolche Büßungen unſer ewiges Seelenheil erwerben zu können glauben. Das Urtheil der Antipathie: „ich kann nicht, ich mag nicht" iſt auch hierin oft das allergründlichſte Urtheil, das Urtheil der Vernunft.

Die nämlichen Affecte, welche die Menſchen, erwecken auch die Bücher in uns, nur ſind ihre Eindrücke abſtrakter. Warum?

weil die Bücher die abgeschiedenen Seelen der Menschen sind, denen, wenn auch nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Leben und Kraft, als den lebendigen Menschen zukommt, weil sie geistige Individualitäten sind, die eben so, wie die wirklichen, abstoßend oder anziehend auf uns wirken.

Der Verkehr mit Büchern ist ein Verkehr mit Geistern. Je höher Geist und Leben steigen, desto flüchtiger ist das Material, worin sie sich ausdrücken. Auf den vergänglichen Blättern der Blume wohnt mehr Geist und Leben, als in den plumpen, Jahrtausenden trotzenden Granitblöcken.

Die Schicksale mancher Bücher sind so seltsam, die Art, wie sie sich erhalten, so außerordentlich, daß auch über ihnen unverkennbar ein vorsehender Genius wacht. Aber auch bei ihnen ist der Genius keine äußerlich wirkende, sondern eine inwohnende Kraft, das eigne Gute, die eigne Vortrefflichkeit, und die damit verbundne Nothwendigkeit der Existenz.

Es geht den Büchern, wie den Jungfrauen. Gerade die besten, die würdigsten bleiben oft am längsten sitzen. Aber endlich kommt doch noch einer, der sie erkennt, und aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Licht eines schönen Wirkungskreises hervorzieht.

Merkwürdig sind Milton's Worte in seiner Areopagitik über das Wesen des Buchs. „Ein Buch, sagt er, (zunächst in Beziehung auf Preßfreiheit) ist keine schlechthin todte Sache; die Existenz eines guten Buches darf daher eben so wenig gefährdet sein, als die eines guten Bürgers, die eine Existenz ist eben so ehrwürdig, als die andere, und Angriffe auf die eine müssen eben

so gefürchtet sein, als Angriffe auf die andere. Einen Menschen tödten heißt ein vernünftiges Geschöpf vernichten, aber ein gutes Buch unterdrücken, heißt die Vernunft selbst tödten."

Das schriftliche Wort ist ein armer Teufel, der sich nur durch eigne Kraft durch die Welt schlägt, während das mündliche oder lebendige Wort durch die Recommandationen Ihro Durchlaucht der Frau Fürstin Phantasie, und ihrer Kammerdiener, der Augen und Ohren, sich zu den mächtigsten Aemtern emporschwingt.

Die Schrift ist eine züchtige, bescheidne, einfache, stille, von der Welt zurückgezogne Jungfrau, deren hoher Werth und Schönheit nur von sehr Wenigen, ja wohl sehr Wenigen gefühlt und erkannt wird. Das Leben ist zwar auch eine schöne, liebenswürdige Jungfrau, aber ein Bischen zu sinnlicher Natur, zu glanz- und gefallsüchtig. Darum fesselt sie auch so leicht den unerfahrnen Jüngling, und den durch sinnliche Eindrücke bestimmbaren Menschen, während ihre Schwester nur den gereiften Mann, den denkenden Menschen anzieht.

Wann werden die Menschen doch einmal so gescheut werden, jede Sache nur nach sich selbst zu bemessen und zu erkennen, daß fast alle Mängel, die sie in den Dingen finden, nur von ihrem Mangel an Verstand, nur daher kommen, daß sie Unvergleichbares vergleichen, und in Folge dieser ungeschickten Vergleichung Wirkungen und Eigenschaften an einer Sache vermissen, die ganz unter ihrer Wesenheit und selbst unter ihrer Würde sind. Ist es etwa ein Mangel Gottes, daß ihm die Eigenschaft der Sinnlichkeit abgeht, daß er nicht gehört, gesehen, gefühlt werden kann, daß er durch keine solche Wirkungen, wie etwa die Electricität, der Magnetismus, Beweise von seinem

Daſein giebt? Giebt es daher etwas lächerlicheres, als wenn man die Wirkung und Ueberzeugungskraft des Wortes der Wirkung und Ueberzeugungskraft eines Blickes, eines Lippen- oder Händedrucks gegenüberſtellt, und aus dem Gewicht dieſes materiellen Druckes die Unzulänglichkeit oder gar die Kraft- und Seelenloſigkeit des idealen Wortes beweiſen will? Erkennt jedes Weſen in ſeiner Wirkungsſphäre, und ihr werdet nicht mehr ſeine Vorzüge für Mängel halten. Wo nicht Geiſt dem Geiſte, ſondern Perſen der Perſen gegenüberſteht, da ſind natürlich auch nur perſönliche Mittel der Mittheilung die ſach- und zeitgemäßen, folglich von Wirkung, da gilt es, ſich zum unmittelbaren Leibeigenen des Andern zu machen, als zuverläßige Hypotheke ſeiner Liebe und Verehrung die ganze Baarſchaft ſeiner Geſinnungen und Empfindungen ihm in die Hände zu drücken.

Es giebt natürlich eine unzählige Menge von Dingen, die wir entweder allein oder doch leichter und unendlich beſſer durch die ſinnliche Anſchauung erkennen, als durch die Lektüre. Aber es iſt thöricht, deßwegen das Weſen und den hohen Werth des Buches zu verkennen. Der Menſch wird ſowohl in der Lektüre, als in der Schriftſtellerei von einer Menge unweſentlicher Eindrücke und Affectionen frei, die bei der ſinnlichen Anſchauung mit in ſein Urtheil einfließen und ſeine Reinheit trüben; ſeine Seele wird leidenſchaftsloſer, ruhiger und eben dadurch fähiger, eine Sache zu erkennen und zu beurtheilen, wie ſie iſt.

Das Leben iſt die Frühlingszeit unſrer Gedanken und Empfindungen; es iſt bereits Spätſommer, ja Herbſt, wenn ſie auf das Papier kommen. Freilich iſt jetzt der Reiz der Blüthe, der reiche Blätterſchmuck, das lebhafte Grün dahin,

aber dafür ſind ſie nun auch zeitig und zu vollendeten Früchten an dem Lichte der Wahrheit herangereift.

Es iſt nun einmal ſo: die Erkenntniß wird nur durch den Verluſt der Unſchuld des Lebens erkauft. Wenn Adam einmal die Feder ergreift, ſo ſeid gewiß, daß er bereits aus dem Paradieſe des Lebens heraus iſt, ſchon von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen gekoſtet hat. Darum trägt auch Mephiſtopheles eine Feder auf ſeinem Kopfe.

Ach! ein wunderſchönes Kind iſt das Leben, ein Kind, kaum achtzehn Jahre alt. Wer könnte es uns verargen, wenn wir von ſeiner durch das magiſche Licht des Jugendreizes verherrlichten Schönheit ſchon beim erſten Anblick ſo hingeriſſen werden, daß wir auf der Stelle vor ihm zu Füßen fallen, und ewige Liebe bis in den Tod ihm ſchwören? Die Schrift hingegen iſt eine Jungfrau, die ſchon doch in den Zwanzigern iſt; ſie hat ſchon viel verloren, ſo ſchön ſie auch noch iſt; ſie ſteht allein da, verlaſſen von den treuloſen Freunden der Jugendreize; ſie hat keine Fürſprecherin mehr, als ſich ſelbſt; aber um ſo heller leuchtet der Himmel ihres inneren bleibenden Werthes dem Kenner in die Augen.

„In aula omnibus abundo, excepta una veritate; Alles habe ich am Hofe im Ueberfluß, nur die Wahrheit nicht," ſagte ein franzöſiſcher König, eine Aeuſſerung, die auch auf das Leben ihre volle Anwendung findet. Die Welt iſt ein ſchöner, fürſtlicher Pallaſt, der Verſtand der König, der aber an ſeiner Seite zur Mätreſſe die Phantaſie hat, die eine wahre Pompadour iſt, die Sinne ſind die Hoflinge, welche die Wahrheit nicht unentſtellt vor den Thron gelangen laſſen. Wer dieſe finden will, muß

sich in die stillen Lesekabinete und Studierzimmer der Bücher zurückziehen.

Wie vortrefflich äußert sich schon Diodor von Sicilien über die Schrift, wenn er sagt: „Wer wäre im Stande, der Schreibkunst eine würdige Lobrede zu halten? denn nur durch die Schrift erhalten sich die Todten in dem Andenken der Lebenden und verkehren die Entfernten miteinander, als stünden sie sich zur Seite. Nur das zuverlässige Zeugniß des schriftlichen Wortes verbürgt den Bestand der im Krieg zwischen Königen oder Völkern geschlossnen Verträge. Nur die Schrift allein bewahrt die köstlichen Gedanken der weisen Männer und die Aussprüche der Götter, ja selbst alle Philosophie und Wissenschaft und übergiebt sie immer von Jahrhundert zu Jahrhundert den kommenden Geschlechtern. Darum müssen wir wohl die Natur als die Quelle unsres (physischen) Lebens anerkennen, aber als die Quelle unsres edlen, unsres geistigen Lebens die Schrift."

Wer immer mitten drinn im Leben herumwatet, der weiß wohl vieles von ihm zu erzählen, aber er weiß nicht, mitfortgerissen von dem Strudel der Erscheinungen, was es eigentlich um das Leben ist. Um das Leben zu erkennen, muß man sich vom Leben absondern. *) So giebt es kein besseres Mittel, als die Trennung, um zu erfahren, ob der leidenschaftliche Eindruck, den eine neue Bekanntschaft auf uns machte, ein bleibender oder vorübergehender, ob sein Gegenstand wirklich der Zuneigung würdig ist, die wir für ihn faßten. Denn erst in der Entfernung betrachten wir mit Ruhe und Kennerblicken das in der Erinnerung

*) Was versteht denn hier und anderwärts der Verfasser unter dem Leben? Welches Leben meint er denn? Ja das soll der Leser selbst so gescheut sein herauszubringen.

mitgenommene Bild, leſen wir ſorgfältig alle Aeußerungen, alle Züge, alle Manieren und Handlungen der liebgewordenen Perſon zuſammen, um ſie uns zu vergegenwärtigen, und bekommen ſo die Dotter des Ei's, das uns bisher unverdaulich im Magen lag, abgeſchält von dem glänzenden Eiweiß des unmittelbaren Sinneindruckes in unſere Gewalt. Die einzig vernünftige Abſonderung vom Leben iſt jedoch keine ſinnliche, ſondern eine geiſtige, d. h. die, welche uns nur der unteren, mit den gröbſten Beſtandtheilen angefüllten Atmoſphäre entrückt, zugleich aber in ununterbrochner Berührung mit den feinern Exhalationen des Lebens erhält; und dieſe Abſonderung iſt eben der Umgang mit Büchern.

Das Leben muß wie ein koſtbarer Wein mit gehörigen Unterbrechungen Schluck für Schluck genoſſen werden. Auch der beſte Wein verliert für uns allen Reiz, wir wiſſen ihn nicht mehr zu ſchätzen, wenn wir ihn wie Waſſer hinunterſchütten.

Die Bücher ſind einſame Kapellen, die der Menſch in den wild-romantiſchen Gegenden des Lebens auf den höchſten und ſchönſten Standpunkten errichtet, und auf ſeinen Wanderungen nicht blos der Ausſicht wegen, ſondern hauptſächlich deßwegen beſucht, um ſich in ihnen von den Zerſtreuungen des Lebens zu ſammeln, und ſeine Gedanken auf ein anderes Sein, als das nur ſinnliche zu richten.

Die Phantaſie ſtammt aus königlichem Geblüte, die Sinne ſind von adeliger Herkunft, die Vernunft iſt bürgerlichen Urſprungs. Die Sinne ſpielen daher im Leben unter dem Protectorate der Phantaſie die Großen, die Herren der Welt. Die Vernunft, die von jeher zwar durchaus nicht zur Miſanthropie,

doch zu Schwermuth und Tiefsinn eine vorherrschende Disposition hatte, begiebt sich daher aus der Welt, dieser großen Residenzstadt der Phantasie, wo sie ohnedieß selten in einem andern Ansehn, als dem eines pedantischen Schulmeisters steht, in den Büchern auf das Land, um hier ihren archäologischen, historischen und philosophischen Studien ungestört nachleben zu können, und aus den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts den Beweis zu führen, daß sie zwar in den Augen der Welt bürgerlichen, in Wahrheit aber göttlichen Ursprungs ist.

Die Bücher sind kurze Excerpte aus den weitläufigen Foliobänden des Lebens, und nur derjenige erfüllt die hohe Bestimmung des Schriftstellers, der aus dem vielen schlechten Zeuge, das sie mitunter enthalten, nur das Beste herausliest, und von dem Unbrauchbaren das Nothwendige, von dem Gemeinen das Edle absondert.

Das Buch ist ein Herbarium. Von jeder Spezies, die in der Natur existirt, nehmen wir zwar ein Individuum auf, aber wir suchen uns immer nur die besten, schönsten, vollendeten Exemplare aus; die übrigen lassen wir draußen im Freien stehen, dem gemeinen Loose der Vergänglichkeit Preis gegeben.

In der Schrift hält der Mensch das jüngste Gericht über sich selbst, seine Gedanken und Empfindungen; er sondert hier die Schaafe von den Böcken, übergiebt die einen der ewigen Vergessenheit und Nichtigkeit, die andern dem ewigen Leben.

Das Leben steht wie ein Kaffehaus Jedem ohne Unterschied offen, aber die Literatur ist eine geschlossene Gesellschaft, ein enger Verein mit eignen Statuten; nur nach vorhergegangener

Auswahl, Berathung und Unterſcheidung ſteht uns und unſern Gedanken und Empfindungen der Zutritt in denſelben offen.

Was wir im Leben nach und nach in kleiner Münze ausbezahlt bekommen, worunter ſich oft die allerſchlechteſten und abgeſchliffenſten Zwölfer, Sechſer, Groſchen und Kreuzer befinden, die wir uns kaum auszugeben getrauen, aber gleichwohl im Leben recht gerne angenommen werden, das erhalten wir in der Schrift in Gold ausbezahlt. Daher findet es ſich denn, daß der Inhalt unſeres Lebensſeckels, ob er gleich einen gewaltigen Bauſch macht, und wunder wie viel zu betragen ſcheint, dennoch, wenn er in die Münzſorte ausgewechſelt wird, die allein in der Bücherwelt gilt, oft nur auf ein einziges Goldſtück ſich reduzirt, das wir ganz bequem in ein kleines Papierchen wickeln und in unſerer Weſtentaſche ohne alle Incommodität bei uns tragen können. Das Buch iſt der Compte rendu, das Facit unſeres Lebens, der reine Gewinnſt, der uns von ihm nach Abzug aller Koſten übrig bleibt.

Das Leben iſt ein Poet, das Buch ein Philoſoph. Jener beſchaut die Einheit in der Mannigfaltigkeit, dieſer die Mannigfaltigkeit in der Einheit. Die Poeſie betrachtet aus einiger Entfernung, um die Reize zu erhöhen und den Effekt zu verſtärken, den Baum, wie er in voller Blüthe daſteht, wie Tauſende und abermals Tauſende von Blüthen an ihm prangen, und läßt es bei der magiſchen Kraft dieſer Anſchauung bewenden. Aber die Philoſophie geht ganz nahe auf den Baum zu, bricht eine oder höchſtens ein Paar Blüthen ab — denn dieſe reichen ſchon zu ihrem Zwecke hin, ſie kommt mit Wenigem aus — betrachtet ſie ganz genaue, nimmt ſie in aller Ruhe mit ſich nach Hauſe, trocknet ſie dann an der Sonne der Vernunft und bewahrt ſie in einem Buche

auf. Die Poeſie macht uns auch noch aus dem Thautropfen, der an dem Baume mit ſchönen Farben funkelt, einen Diamanten; aber die Philoſophie berührt, um das Weſen vom Scheine zu unterſcheiden, mit dem Zeigefinger des Verſtandes den Waſſertropfen, und macht ſo mit einem Tupfer der glänzenden Täuſchung ein Ende.

Die ächten Schriftſteller ſind die Gewiſſensriſſe der Menſchheit. Das Gewiſſen ſtellt die Dinge anders dar, als ſie ſcheinen; es iſt das Mikroſkop, das ſie vergrößert, um ſie unſern ſtumpfen Sinnen deutlich und erkennbar zu machen. Es iſt die Metaphyſik des Herzens. Es kritiſirt mit Strenge und Bitterkeit unſere Handlungen, löſt ſie in ihre Motive auf und ſelbſt dieſe wieder in ihre feinſten Beſtandtheile, macht zu unſerm größten Leidweſen haarſcharfe Diſtinctionen, die wir zu unſrer Beruhigung für bloße Hirngeſpinſte und Spitzfündigkeiten auszugeben nur gar zu ſehr geneigt ſind; es iſt ein Doctor seraphicus, ein Doctor fundatissimus, ein Doctor subtilissimus. Armſelige Menſchheit, wenn du kein gutes Gewiſſen mehr haſt, wenn du die Vorwürfe, die es dir macht, als bloße Subtilitäten und Superlative, als Uebertreibungen eines kränklichen überſpannten Gemüths betrachteſt, um die Stimme des Gewiſſens zu betäuben!

Wir Menſchen ſammt und ſonders ſind im Leben auf der Univerſität. Wir hören hier intereſſante Collegien, lernen Menſchen aus allen Ländern, und von den verſchiedenſten Charakteren kennen, üben die ritterlichen Künſte ein und aus, feiern attiſche Nächte, kommen oft ganze Tage lang nicht zu uns nach Hauſe, machen Reiſen und Fahrten aller Art und beſtehen ſo manches traurige Abentheuer, ſei es nun durch unſre Schuld oder nicht; aber gleichwohl iſt es uns in dem Elemente der

academiſchen Freiheit ſo wohl, wie dem Fiſch im Waſſer. Es iſt fürwahr ein ſchönes Leben. Aber deſſen ungeachtet bekommen wir es bei Zeiten herzlich ſatt, obſcuriren daher und ſchreiben an einer Abhandlung in lateiniſcher Sprache, um als Doktoren der Weltweisheit zu promoviren.

Das Leben iſt die Göttin Venus, entſtanden aus dem brauſenden Schaum und Giſcht des großen Weltmeers, wunderſchön, allmächtig, aber, wie's der Liebe zu gehen pflegt, ſelten bei Verſtande. Die Schrift dagegen iſt die Minerva, Pallas Athene, entſprungen dem Jupitershaupte des Menſchen, „die Göttin des Verſtandes, der Weisheit und des Studierens."

Im Leben iſt der Menſch zehn Jahre im Kriege und zehn in der Irre, gleich dem Ulyſſes. Das Buch iſt die Inſel Ithaka, wo er endlich wieder heimkehrt, ſeine Seele, ſeine liebe Ehegattin, die treue Penelope, welche unterdeſſen im Leben das traurige langweilige Leer hatte, immer wieder über Nacht auftrennen zu müſſen, was ſie am Tage gearbeitet, und ſo nie fertig ward, jetzt wiederfindet, und ihr nun in gedrängten Auszügen den weſentlichen Inhalt aus dem breiten, dickleibigen Roman ſeines Lebens erzählt. Natürlich übergeht er nicht nur tauſenderlei kleine Umſtände und gewöhnliche Dinge in ſeiner Erzählung, ſondern verſchweigt auch abſichtlich ſeiner lieben Ehehälfte ſo manches Abentheuer, welches ihre keuſchen Ohren beleidigen könnte. Aber deßwegen dürfen wir nicht an der Wahrheit und Treue der Erzählung, noch daran zweifeln, ein vollſtändiges Gemälde von ihm und ſeinem Leben in ihr zu beſitzen.

Unſtreitig leſt nur der die Geneſis richtig aus, welcher erkennet, daß eben von dem Baume, von welchem Adam die Frucht der Erkenntniß des Guten und Böſen bricht, mit deren

Genuß er das Paradieß des Lebens verliert, auch die Blätter ſind, mit denen er ſeine Nacktheit bedeckt. Und wenn Penelope noch eines beſonderen Kennzeichen bedurfte, um ſich zu überzeugen, daß Ulyſſes wirklich Ulyſſes ſei, ſo können wir das wohl der Ehegattin und dem neugierigen Weibe hingeben laſſen; aber für uns ziemt ſich eine ſolche Specialunterſuchung ſchlechterdings nicht; ſie iſt uns überdem auch ganz und gar unnöthig; wir erkennen ſchon ohne ſie vollſtändig den Ulyſſes als Ulyſſes.

Es iſt freilich ein herrliches Vergnügen, den ſchönen Rheinſtrom des Lebens auf dem Dampfboote des Leibes hinunter zu fahren, bei einem guten Glas Wein, in angenehmer Geſellſchaft, vorausgeſetzt, daß es gutes Wetter iſt, und nun ſo Gegenden für Gegenden, Städte für Städte, Menſchen für Menſchen vorüberziehen zu ſehen. Aber wie bedeutungslos iſt die Fahrt, wie leer und eitel das Vergnügen, wie jeder Tag ein verlorner, wenn wir uns nicht wenigſtens einige Stunden täglich von der Geſellſchaft abſondern, die ſchönſten und intereſſanteſten Partien von den vorübergehenden Erſcheinungen auf dem Papiere fixiren und die Zeichnungen mit der Angabe der nöthigſten, wiſſenswürdigſten Umſtände begleiten, um unſern Kindern, die daheim bleiben muſten, wenn wir nach Hauſe kommen, das belehrende Vergnügen zu bereiten, jetzt wenigſtens unſre Quaſireiſegefährten ſein zu können.

Das Leben iſt eine hohe Militärperſon; es hat ein martialiſches Anſehen, iſt aber deſſen ungeachtet beſonders in Damengeſellſchaften gern geſehen, trägt einen gewaltigen und zugleich mit den köſtlichſten Diamanten beſetzten Degen an der Seite; die Bruſt iſt überſäet mit Ehrenkreuzen und Sternen, eine wahre Milchſtraſſe von Orden; die Zeichen ſeines Standes und ſeiner hohen Würde

ſind zu aller Welt Schau an dem Putzladen ſeiner Uniform ausgeſchlagen; ſchon von Weitem erkennt man aus dem Glanze das Weſen, das do kommt; alle Augen ſind auf den ſtolzen Krieger gerichtet, und aus der Ferne ſchon zieht der Haufe demüthig den Hut ab vor dem großen Manne, dem gewaltigen Herrn, wie er ihn nennt. Das Buch dagegen iſt ein wahrer Gelehrter, in einem prunkloſen, einfachen Habit; man ſieht's ihm nicht von Auſſen an, was er iſt; ſeine Verdienſte werden nicht belohnt, aber ſie ſind auch unbelohnbar; er iſt gering geſchätzt von dem großen Haufen; ſeine beſten, univerſellſten, ins Rad der Weltgeſchichte mächtigſt eingreifenden Arbeiten macht er nur bei der Nacht im Stillen, von Niemanden wahrgenommen, als höchſtens einem Nachbarn, der ſich beſonders für ihn intereſſirt; ſein Leben iſt ein Räthſel, ein Geheimniß, ſeine Macht eine unſichtbare, darum unbekannte. Das Leben der hohen Militärperſon iſt leicht, macht aber ein Getöſe, einen Eclat, wie der Rheinfall bei Schaffhauſen; das Leben des Gelehrten iſt ein ſtilles Waſſer, das aber tief gründet, und nur bei ſeltnen gewaltigen Erderſchütterungen auf eine auch dem Auge des blinden Haufens bemerkbare Weiſe ſeinen Zuſammenhang mit dem großen Weltmeere beweiſt.

Die ſinnliche Anſchauung iſt bei der größern Anzahl der Menſchen das einzige Maaß ihres Verſtandes, die Richtſchnur ihrer Urtheile, der feſte Anhaltspunkt bei der Werthſchätzung der Dinge. So wie ſie auf geiſtigen Boden kommen, gerathen ſie auf's Glatteis, wo ſie Hals und Bein brechen. Daher halten ſie für Urſachen und wirkſame Agentien im Leben, was doch allein nur eine höchſt untergeordnete Folge iſt, hinter welcher man noch eine ganze lange Reihe von Mittelgliedern durchlaufen muß, bis man erſt zu der Urſache kommt, die wegen ihrer Entlegenheit nur von dem bewaffneten Auge, d. i. dem denkenden Blicke

wahrgenommen werden kann. Wenn ſie auch ſonſt oft ſelbſt auf wiſſenſchaftliche Bildung Anſpruch machen, ſo geht es ihnen doch auf dem Gebiete der Literatur, wo ſie mit der ſinnlichen Anſchauung ihre Gouvernantin und folglich alle Achtung verlieren, eben ſo, wie dem gemeinen Manne, wenn er in eine Bildergallerie kommt. Vor den erhabenſten Phantaſieſtücken und diſterſchen Gemälden geht er gleichgültig und unerübrt vorüber, aber wenn er ein Fruchtſtück mit appetitlichen Hafen und Rebhühnern oder eine Kuh, die ſeiner eignen Stallkuh ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern, oder gar das Portrait von ſeinem Herrn Vetter erblickt, der eben Deputirter beim Landtag iſt, ja das iſt ein anderer Caſus; da kann er ſich nicht ſatt daran ſehen; da ſpringt ihm faſt das Herz im Leibe vor lauter Freude; darauf ſchmeckt ihm ſein Eſſen noch zehnmal ſo gut; und wenn er nach Hauſe zu Weib und Kind kommt, ſo kann er nicht aufhören, ihnen von dem großen Einfluße zu erzählen, den die ſchönen Künſte auf das Leben haben. Nur ſolchen Schriften, die von einer neuen Zahntinctur, von friſchen Heringen und Picklingen, und andern dergleichen praktiſchen Dingen handeln, und denen ſie auch darum allein den höchſt bezeichnenden Namen von Intelligenzblättern geben, räumen ſie eine Bedeutung fürs Leben ein. Ein Schriftſteller, der keine Artikel für ſolche Intelligenzblätter liefert, gilt ihnen, wenn ſie milde urtheilen, allerhöchſtens für einen müßigen Flötenſpieler, wie Malesherbes aus Beſcheidenheit ſich ſelbſt nannte. Und je enger die Sphäre ihrer Praxis iſt, deſto geringer wird natürlich auch die Zahl der Gegenſtände und Bücher, deren Reſultat und Bedeutung fürs Leben ſie anzuerkennen im Stande ſind. Darum war es auch nur ein Praktiker, wie Napoleon, der ſagen konnte: „Die Tragödie befeuert das Innere, hebt das Gemüth, kann und muß Helden ſchaffen. In dieſer Rückſicht

verdankt vielleicht Frankreich Corneille einen Theil seiner glänzenden Handlungen."

Die Epistolae obscurorum virorum befreiten Erasmus von einer Krankheit; „er hatte nämlich ein Apostema am Auge, welches ihn sehr verirrte, dieweil er nun solches nicht gern von denen Chirurgis wollte abschneiden lassen, so trug es sich zu, daß er in den obenbesagten Episteln nachgesetzte Worte las: ego me diabolice inutilem faciam. Darüber fing er dermaßen zu lachen an, daß das Geschwür von sich selbst aufging, und er so gar bald Linderung empfand." O ihr kleingesinnte, ihr kurzsichtige Praktiker nehmt euch hieran ein Beispiel, daß eine Schrift nicht gerade zu von der ausübenden Arzneikunde handeln muß, um medicinische Wirkungen hervorzubringen, daß auch ein Schriftsteller, der sich mit solchen Dingen nur abgiebt, um die ihr euch nicht im Geringsten kümmert, weil sie nicht à la portée de tout le monde sind, dermaßen das Zwerchfell der Welt erschüttern kann, daß ihr darob, ohne Anwendung einer chirurgischen Operation, die Schuppen von den Augen fallen.

„Die höchste, die gottähnlichste Macht auf Erden, sagt Baco von Verulam, ist die Macht der Wissenschaft. Denn die Würde einer Herrschaft hängt von der Würde der Unterthanen ab. Darum bringt die Herrschaft über ein sclavisches Volk keine Ehre, wohl aber die über ein freies, mit Willen gehorchendes Volk. Erhabener aber als die Macht über den Willen, die der Staat ausübt, ist die Macht der Wissenschaft, denn sie gebietet über die Erkenntniß, die Ueberzeugung, die Intelligenz, welche die erhabenste Kraft der Seele ist und selbst über den Willen gebietet."

Die Schrift ist das Element, das allein treu und gewissenhaft die Schätze aufbewahrt, die der Geist auf der Flucht begriffene

Sterbliche ihr anvertraut. Sie ist das einzige Medium, das die Lichtstrahlen unsrer Gedanken und Gesinnungen unter demselben Winkel reflektirt, unter welchem sie einfallen. Unsere Schriften sind allein unsere unveräußerlichen Handlungen, in denen wir bei uns selbst bleiben, die Aeußerungen, die allein mit dem Wesen des Geistes identisch sind. Darum sind es auch nur sie, die dem Menschen nicht, wie Handlungen anderer Art, wo der Erfolg selten der Absicht und Gesinnung entspricht, sein größtes Gut, seinen Hausfrieden rauben. „Das fühle ich übrigens tief, sagt selbst Johannes von Müller in seinen Briefen, daß alle sogenannte politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist, in Vergleich mit geleherter: diese wirkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist pure freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schätzen ist."

„Unsterblichkeit, sagt Bacc, ist im Grunde das Ziel aller menschlichen Wünsche und Bestrebungen. Fortpflanzung des Geschlechts, Erhebung in den Adelsstand, Gebäude Stiftungen, Denkmale, Ruhm, Alles zielt darauf. Aber die Denkmale des Geistes und der Wissenschaft sind unter allen die bleibendsten. Haben sich denn nicht die Gedichte Homers ohne Verlust auch nur eines Buchstabens über mehr als fünfundzwanzig Jahrhunderte erhalten? ein Zeitraum, in dem unzählige Paläste, Tempel, Festungen, Städte zerstört oder zusammengesunken sind. Die Gemälde und Statüen des Cyrus, Alexanders und Cäsars, ja selbst vieler neueren Fürsten und Könige können schlechterdings nicht wiederhergestellt werden, denn die Originale sind schon längst durch das Alter zu Grunde gegangen, und die Copieen verlieren immer mehr von ihrer ursprünglichen Aehnlichkeit. Aber die Bilder der Geister erhalten sich immerfort in den Büchern unversehrt von den Unbilden der Zeit, weil sie stets

ohne Veränderung erneuert werden können, wenn ſie anders nur Bilder genannt werden dürfen, da ſie ununterbrochen neues Leben ſchaffen, Handlungen auf Handlungen, Gedanken auf Gedanken in allen folgenden Zeiten erregen und bewirken. Wenn die Erfindung der Schifffahrt für etwas Herrliches und Bewundernswürdiges gilt, weil ſie die Schätze und Waaren von einem Ort zum andern und ſo die entlegenſten Länder durch den gegenſeitigen Austauſch der Lebensgenüſſe mit einander in Verkehr bringt, um wie viel mehr müſſen wir erſt die Erfindung der Schrift feiern, die gleichſam binſegelnd über den Ocean der Zeit die entfernteſten Jahrhunderte durch die Mittheilung ihrer Geiſteserzeugniſſe mit einander verbindet?"

Draußen in der Sphäre des Handelns und Lebens anerkennen wir wohl, daß wir die Unterthanen einer allmächtigen, Alles bindenden und zuſammenhaltenden Regierung ſind; aber in unſerm eignen Hauſe, d. h. im Kopfe da bilden wir uns ein, die unumſchränkten Herren zu ſein, und unſre Gedanken nur ſo nach Willkühr aus uns, wie aus dem Aermel herausſchütteln zu können. Allein auch im Geiſte, auch in unſrer freiſten Production hängen wir alle, Vergangne, Gegenwärtige, Zukünftige an einander, wie die Ketten, wie die Perlen an Einer Schnur. Es denkt und ſchreibt ein Jeder auf Koſten des Andern. Die Literatur iſt Ein Werk, das aber in unzähligen Bänden fortgeſetzt wird; die Gedanken, die wir für unſre eigenſten, unabhängigſten halten, und in ſelbſtſtändigen Büchern zu ediren uns einbilden, ſind nur Theile dieſes großen Werkes, die ſich bon gré mal gré auf die vorangegangnen beziehen; unſre beſten Originalwerke ſind Plagiate von den Vorleſungen, die wir bei dem in uns wirkenden Weltgeiſte privatiſſime gehört haben. Und gerade die großen Schriftſteller, denen wir am meiſten

Originalität und Selbſtſtändigkeit zuſchreiben, beweiſen es auf das Unverkennbarſte, daß ſie nur Reſultate, nothwendige Producte vorangegangener Entwicklungen ſind. Nur über die Leichen ihrer Vorgänger, die mit dem Tode ihren Sieg erkauften, ziehen ſie triumphirend in den Tempel der Unſterblichkeit ein. Wie die großen Herren, kommen ſie erſt dann, wenn ſchon alles zu ihrem Empfang bereit iſt, alle Hinderniſſe hinweggeräumt, die Straßen wohlgeebnet und herrlich illuminirt ſind, während ihre armen Vorfahren bei ſtockfinſterer Nacht die unwegſamſten Wildniſſe zu paſſiren hatten, und dabei natürlich oft jammervoll ums Leben kamen. Leider haben aber die großen Geiſter meiſtens ein ſehr kurzes Gedächtniß. Auf dem Gipfel ihres Ruhmes ſchämen ſie ſich ihrer niedrigen Herkunft, vergeſſen ſie, daß ſie nur den Unterſtützungen ihrer armen Eltern und andern Verwandten die Mittel verdanken, durch die ſie ſich ſo hoch emporgeſchwungen haben, nur auf ihre Koſten ſo große Männer geworden ſind. So wollen unſere großen Klaſſiker nichts davon wiſſen, daß Gottſched, Neukirch, Hofmannswaldau und Conſorten ihre Verwandten waren, daß ſie nur durch ihre Verwendung die lateiniſche Schule und die Univerſität beſuchten, daß der Reichthum ihrer Ideen, den ſie ſich auf ihre eigne Fauſt erworben zu haben glauben, nur von den milden Beiträgen herkommt, die ihre zahlreichen Verwandten ſchon vor ihrer Geburt zuſammengeſchoſſen und bei ihrer Taufe als Pathengeſchenk ihnen eingelegt haben. Uebrigens dürfen wir den großen Herren ob dieſer Vergeſſenheit nicht böſe ſein. Die Menſchheit hüllt überall die erſten Anfänge der Cultur in tiefes Dunkel, ſtürzt die Vorarbeiter jeder glänzenden Periode ihres Lebenslaufes in die Nacht der Vergeſſenheit, blos, wie es ſcheint, aus Schaam, daß ſie den Aufwand ſo vieler Zeit und Kräfte, ſo viele Anläufe, Verſuche und Vorſpiele nöthig hat, bis ſie einmal etwas Geſchenktes und Vollendetes zu Stande bringt.

So macht auch die Natur aus der Zeugung ein Geheimniß, wohl nicht deßwegen, weil der Gegenstand für die Erforschung des menschlichen Geistes zu tief ist, sondern vielmehr wahrscheinlich nur aus Schaam, weil das Mittel, wie sie die Menschen hervorbringt, gar zu einfach ist, und wir daher, wenn wir ihr in die Karten sähen, nur darüber vor Verwunderung lachen würden, daß wir nicht auch schon längst auf den nämlichen Einfall gekommen sind.

Die Welt ist eine Stadt. Der Raum ist der Herr Bürgermeister, die Zeit die Frau Bürgermeisterin, die übrigens, obgleich weiblichen Geschlechts, mehr Einfluß auf die Stadtbegebenheiten ausübt, als ihr Herr Gemahl; die untergeordneten, obwohl höchst einträglichen und gewichtigen Stadtämter haben die fünf Sinne in Händen. Das Leben ist ein eingebornes Stadtkind, das abgesehen von seinen weitläufigen Connaissancen und Verwandtschaften mit dem sämmtlichen hochlöblichen Stadt-Beamtenpersonale, schon wegen seiner kriechenden Unterthänigkeit leicht und glücklich durch die Welt kommt, und ohne alle Schwierigkeit das Recht der Meisterschaft erhält. Das Buch ist ein Fremder, der weither aus fernen Ländern kam, lediglich in der großartigen Absicht, das kleinliche Spießbürgerthum zu zerstören, den bornirten Gesichtskreis der Stadtphilister zu erweitern, und ohne sich dem hochlöblichen Stadtmagistrate zu accomodiren, nur sich und seinem Genie lebt. Natürlich stellen sich seinem Etablissement die größten Schwierigkeiten entgegen, und hat er sich auch endlich etablirt, so finden doch nie seine Waaren solchen allgemeinen Beifall und Absatz, wie die seines Rivalen, des Stadtkindes. Hiezu kommt, daß das Leben ein Buchhändler ist, der, seinen Profit im Auge, nur das in Verlag nimmt, was eben gerade jetzt auf dem Tapete ist, und nur mit Burschenliedern, Modejournalen,

politischen Zeitungen und dergleichen Dingen handelt, das Buch dagegen ein Antiquar, der nur die seltensten Schätze der Vergangenheit hat, die blos bei Liebhabern, d. i. Kennern Abgang finden.

Wie die Flüsse zu Gränzlinien der Länder dienen, zugleich aber die Communication derselben unter einander befördern, so ist es auch mit den Literaturen der Völker. Sie unterscheiden die Völker von einander, erheben und beleben ihr besonderes Nationalbewußtsein. Aber zugleich sind es nur die Werke der Literatur, nicht die Landstrassen, die Posten und Handelsartikel, welche die Völker aus der Borniertheit ihres Sectengeistes herausreißen, sie in eine wahre Communication, eine innige Berührung versetzen, und so die apparten Völkergeister in den gemeinschaftlichen Geist der Menschheit verschmelzen. Mit Recht sagt daher Göthe: „Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangnen übrig und bekannt ist, gefördert werden."

Der Kohl, den wir selbst auf unserm eignen Boden gebaut haben, schmeckt uns besser, als der Kohl aus dem Garten eines Fremden, nicht etwa deßwegen, weil er wirklich besser schmeckt, und ist, Gott bewahre! blos deßwegen, weil wir ihn selbst gezogen haben, weil er unter unsern segensreichen Blicken herangewachsen ist. Es ist nur die Selbstgefälligkeit, die Eitelkeit, die unserm Kohl diesen Vorzug vor dem fremden giebt. Aus demselben Grunde kommt es auch, daß die Gegenwart die Producte, die auf ihrem Boden entsprungen und gewachsen sind,

beſſer findet und mit größerem Appetite genießt, als die Produkte der Vergangenheit. So hätſcheln wir die literariſchen und ſonſtigen Celebritäten unſerer Tage, feiern auf eine ſo kindiſche Weiſe den Geburtstag jedes neuen Dichterleins und finden die matten Herbſtzeitloſen unſrer dermaligen Poeſie ſo ſchön, ja vielleicht noch ſchöner, als die wohlduftenden, prachtvollen Roſen und Lilien vergangener Dichter. Warum denn? Ach! blos deßwegen, weil die neuen Gedichtchen die Gedichtchen unſerer lieben Zeitgenoſſen, weil ſie auf unſerm Miſt gewachſen ſind, weil wir vermittelſt der gemeinſchaftlichen Atmoſphäre, in der wir mit ihnen leben, mit unſern eignen Ausdünſtungen den Boden gedüngt haben, dem dieſe ſchönen Pflänzchen entſproſſen ſind. Darum gilt auch der in der Welt für einen Sonderling, der lieber einſam in den erhabnen Palmenwäldern der Vergangenheit weilt, als Arm in Arm mit den vielgeprieſenen Helden des Tags unter dem niedrigen Geſtrüppe der Gegenwart ſein Leben zubringt.

Es iſt wahr: die Schrift bringt in dem Leben vieler Menſchen eben ſolche zerſtörende Wirkungen hervor, wie die Ottilie in Göthes Wahlverwandtſchaften, durch deren Erſcheinung das Glück eines zufriednen Lebens zu Grunde geht; die Lektüre entzweit ſie mit dem Leben, reißt ſie, indem ſie ihren Geſichtskreis erweitert, aus der glücklichen Unwiſſenheit und Zufriedenheit mit ihrer Exiſtenz und Gegenwart. Aber was kümmern uns ſolche elende, traurige Exceptionen? Es iſt im Gegentheil nur die Lektüre, die uns mit dem Leben verſöhnt, indem ſie die Dürftigkeit und Unfruchtbarkeit des eignen Grund und Bodens, auf den wir gebannt ſind, durch die Producte aus fremden Ländern ergänzt, durch die Teleſkope der Bücher über die engen niederdrückenden Gränzen unſerer nächſten Umgebungen hinaus in die Herrlichkeiten ferner Regionen uns blicken läßt, und uns

ſo für den ſchmerzlichen Mangel an Lebensmitteln, um die Koſten für eine Reiſe durch und um die Welt zu beſtreiten, hinreichend entſchädigt.

Ihr habt Recht: die Lektüre hat mannigfaltige Nachtheile für den Menſchen. Ich wiederhole es: Ihr habt Recht, vollkommen Recht. Denn die Lektüre verwöhnt unſern Gaumen; die ordinäre Koſt, die Ihr im Leben uns beut, behagt uns nicht mehr; auf eine attiſche Nacht, die wir in der Lektüre eines Ariſtophanes oder Plato feiern, ſchmeckt uns der Umgang mit euch ſo vortrefflich, wie gemeiner Krätzer auf Falerner Wein. Je mehr ſich unſere Bekanntſchaft mit guten Büchern vergröſert, deſto geringer wird der Kreis von Menſchen, an deren Umgang wir Geſchmack finden.

Die guten Bücher ſind keuſche edle Jungfrauen, die nicht Jedem, wenn er anders nur ihnen den Hof macht, ihr Herz hingeben, die ſich abſichtlich den Blicken des nicht unterſcheidenden groſen Haufens entziehen, die nur allmählich am Feuer der Liebe ihre natürliche Widerſpenſtigkeit und Sprödigkeit verlieren, nur dem beſtändigen, eingeweihten, vertrauten Liebhaber die Myſterien ihres Weſens enthüllen, und die letzte Gunſt erſt dann ihm gewähren, wenn er die härteſten Waſſer- und Feuerproben aller Art glücklich beſtanden hat. Darum iſt auch die wahre Lektüre — und was dieſe iſt, erfahren wir eben allein an wahrhaft guten Büchern — ein Akt der lebensvollſten Innigkeit. Obwohl wir in der Lektüre nur bei Fremden zu Gaſte ſind, ſo iſt es uns doch ſo wohl, ſo heimlich, als wären wir bei uns zu Hauſe, als wären die lieben Gaſtgeber ſchon von Kindsbeinen an unſere vertrauteſten Stubenkameraden geweſen. Wir werden in ihr eines andern Weſens als unſer eigenſtes inne, durchdrungen von demſelben Entzücken, das Adam bei dem Anblick der Eva erfuhr.

„Wenn ich Thomſen leſe, ſagt der Engländer Godwin, bin ich Thomſon, wenn ich Milton leſe, bin ich Milton; ich finde, daß ich eine Art von geiſtigem Chamäleon bin, welches die Farben von den Gegenſtänden annimmt, in deren Nähe es ſich befindet.“ Und der altdeutſche Denker Sebaſtian Frank von Wörd ſagt von den Büchern: „Ihr einiger rechter Gebrauch ſey, daß wir ein Zeugniß unſeres Herzens darinnen ſuchen.“

Die Indier kannten nur eine Seelenwanderung vor und nach dem Leben. Es giebt aber auch ſchon im Leben eine Metempſychoſe. Dieſe iſt die Lektüre. Beneiden wir darum nicht den Brahminen Amarou, daß er nach einander die Geſtalten von hundert Weibern annahm, und daher ſo glücklich war, die Geheimniſſe der Liebe im Originaltexte ſelbſt leſen zu können! Welch ein herrlicher Genuß iſt es nicht, in die Seele eines Plato, eines Göthe ſich zu verwandeln! Freilich — es iſt traurig genug — fahren wir auch auf dieſer Seelenwanderung oft in die Seele eines Kameels, eines Eſels und andrer niedrigen Geſchöpfe. Indeß hat es doch auch ſeinen großen Nutzen, zu wiſſen, wie es in der Seele eines Eſels ausſieht. Daher hat man mit Recht geſagt, es ſei kein Buch ſo ſchlecht, aus dem man nicht Etwas lernen könne.

Geiſtiges in ſich aufnehmen, heißt nichts andres, als es verſtehen, und verſtehen heißt nichts andres, als etwas in und aus uns ſelbſt, in Uebereinſtimmung mit unſerm eignen vernünftigen Weſen erkennen. Es kann nichts in uns von Außen hineinkommen, was nicht zugleich aus uns ſelbſt herauskommt, in unſerm eignen Weſen gegründet iſt. So können wir auch nichts aus den Büchern ſchöpfen, was wir nicht zugleich, wenigſtens ſeinem allgemeinen weſentlichen Sinn und Verſtand

nach, aus uns selbst schöpfen; das Wasser, das in den öffentlichen Brunnen der Bücher läuft, ist aus derselben Quelle, aus der das Wasser in unserm eignen Haus- und Küchenbrunnen fließt. Das Buch ist das wahre Second Sight, das reelle zweite Gesicht des Menschen, der Spiegel, in dem er die Anschauung seiner selbst hat, das γνωθι σαυτον (Erkenne Dich selbst) des Sokrates.

Das Leben stammt aus einer altadeligen und reichen Familie, ist aber ein leichtsinniger, lustiger Bruder, der nur dem Genusse der Gegenwart, unbekümmert um die Vergangenheit, lebt, die Stammgüter selbst und die theuersten Andenken seiner Vorfahren veräußert, nur um Mittel zu bekommen, desto genußreicher und glanzvoller dahin leben zu können. Das Buch ist ein Edelmann, der zwar arm ist, und wenig Glanz macht, aber das Andenken seiner Vorfahren heilig hält, und auf ihren Stammgütern in ländlicher Eingezogenheit sein Leben zubringt. Der bloße Lebemann hat daher auch nur ein außerordentlich kurzes Leben, denn er lebt nur der Gegenwart, aber diese ist immer nur ein flüchtiger Augenblick; der Mensch hingegen, der viel mit Büchern umgeht, hat an der Lektüre die Makrobiotik seines Lebens; er findet in den Büchern nicht nur bloße Lebensmittel, sondern auch Lebens-Verlängerungsmittel; er datirt sein Sein nicht von heute, sondern von seinen urältesten Ahnen. Jede Woge im Strome der großen Vergangenheit ist ein Pulsschlag seines eignen Lebens.

Wer nicht erkennt und an sich selbst erfährt, daß auch das Wissen ein Leben ist, und zwar das andere Leben des Menschen, wer nicht zu seinem eignen Leben das Leben anderer Menschen rechnet, der ist ein wahrer Kaspar Hauser in der Welt; er findet sich elternlos in sie wie in eine Wüste ausgesetzt; er kommt sich selbst vor, wie ein Pilz, der über Nacht aufgeschossen ist;

sein Daſein iſt ihm ein Räthſel, und er muß daher, um es ſich einiger Maßen, wenigſtens der Einbildung nach, aufzulöſen und von dem geheimen Grauſen loszukommen, womit ihn die Einöde ſeines Lebens erfüllt, zu dem erklecklichen Poſtulate der Zukunft ſeine Zuflucht nehmen. Der paradoxe Aphorismus unſeres Lebens verliert nur ſeine fragmentariſche Bedeutung, bekommt erſt Sinn und Verſtand, wenn er im Zuſammenhange mit dem großen Texte der Vergangenheit geleſen wird.

Auf dem Volkstheater des Lebens werden gewöhnlich nur die Komödien des Plautus, Terenz, und Moliere geſpielt, abſonderlich der Miles gloriosus, der Heautontimoroumenos, le Tartuffe, le Medecin malgré lui, les Femmes savantes, u. ſ. w. denn die Komödie iſt „das Bild des gemeinen Lebens." Auf der königlichen Bühne der Bücherwelt dagegen werden die antiken Tragödien aufgeführt, z. B. Prometheus, Oedipus, Antigone, Electra. Denn die Tragödie abſtrahirt vom gemeinen Leben, ſie ſucht ihre Materialien nicht auf den Viehweiden, in den Promenaden, den Nutz- und Luſtgärten der Gegenwart, ſondern auf den höchſten Alpengipfeln unter den Reſten vergangener Größe, den heiligen Reliquien der Urwelt.

Der Text unſeres Lebens iſt nur gar zu oft und in gar zu vielen Dingen ein ganz erbärmlichſchlechter Operntext, der ſich in der Lektüre als unerträglich werth- und gehaltlos erweiſt, jedoch vorgetragen von der Catalaniſtimme der Phantaſie unter der Orcheſterbegleitung der Sinne Effect macht.

Die Stuben, die der Menſch im Leben bewohnt, ſind Parterre, und gehen hinaus auf die Gaſſe, wo einem vor

lauter Gewühl und Getöse Hören und Sehen vergeht. In diesen Zimmern empfängt er Visiten, befriedigt er seine natürlichen Bedürfnisse und besorgt die Geschäfte des Lebens; aber die Studierzimmer seiner Bücher sind im obersten und letzten Stockwerke, und gehen hinten hinaus in den Garten der Natur. Ach! wie wohl ist es ihm da! und wenn ihr ihn kennen lernen, wenn ihr ein Bild von ihm haben wollt, das der getreue Abdruck seiner Seele sammt allen ihren Affecten und geheimsten Gedanken ist, so müßt ihr ihn in seinem Studierzimmer belauschen, und in dem Momente abzeichnen, wo er eben beschäftigt mit Alchymie das: „separa terram ab igne, separato subtile et tenue a grosso et crasso," practicirt, und die derben Stoffe des Lebens in die subtile Quintessenz seiner Schriften „spiritualisirt, clarificirt und essentificirt."

Die Vernunft ist ein unergründlich-tiefes, ist das vortrefflichste Wesen von der Welt, ob Ihr gleich sie so en bagatelle behandelt und mit ihr umgeht, als kenntet ihr sie von Innen und von Außen. Sie ist ein Weib — — o! wenn ich sie nur einiger Maßen Euch zu schildern im Stande wäre! Sie hat eine Seele o, so mild, so weich! so subtil und ätherisch und doch so allwirkend, so allherrschend, wie das Licht! Sie durchschaut ihren Mann, den Menschen, bis auf den Grund seines Wesens, sie kennt ihn mit allen seinen Blößen und Schwächen, sie hat ihn vollkommen unter dem Pantoffel, aber sie ist so zartfühlend und gesittet, ihm ihre Herrschaft durchaus nicht merken zu lassen, indem sie ihm, ob sie ihn gleich nie aus ihrem Auge verliert, doch immer noch einen hinreichenden Spielraum von Freiheit d. h. auf Lateinisch licentia poetica zu allerley tollen Streichen und Excessen übrig läßt; denn eine andere Bedeutung hat die Freiheit für die

Menschen nicht, daher sie ihnen auch so unendlich theuer, so heilig ist, wie der blaue Montag den Handwerksburschen, wie den bücher- und lernscheuen Gymnasiasten die freien Zwischenviertelstunden, in denen sie durch Prügeleien die schlagendsten Beweise von dem Dasein der Freiheit geben, daher sie den sogleich als einen Atheisten verschreien, der ihnen dieses Steckenpferd der Moral und Pädagogik nehmen will. Mit Einem Worte die Vernunft ist — wenn anders die Schilderung von den deutschen und französischen Frauen, die unlängst eine Fürstin machte, ihre Richtigkeit hat — keine Deutsche, sondern eine Französin, die in ihrem Hause eine unsichtbare Herrschaft ausübt, und ob sie gleich stets in den höhern Regionen des Lebens schwebt, d. h. sich mit Politik, Kunst und Wissenschaft beschäftigt, doch zugleich mit ihrem kleinen Finger das ganze Räderwerk des Hauswesens in Bewegung erhält.

Ganz anders ist es dagegen mit dem Herzen, dem Kebsweibe, das sich der Mensch, wie der Narr meint, im Rücken seiner rechtmäßigen Ehegattin, zur Befriedigung seiner Lüste hält. Weil seine Mätresse, nothwendiger Weise, nach dem bekannten Erfahrungsgesetze, daß die verbotne Frucht immer besser schmeckt, als die erlaubte, mehr Reize für ihn hat, als seine Gattin, weil sie eben so wohl seinen Lieblingsneigungen schmeichelt, als sie ihm, wenn sie einmal in seinen schwachen Stunden ihn ganz unter ihre Gewalt bringt, bey ihrem leidenschaftlichen aufbrausenden Temperamente auf eine höchst derbe und empfindliche Weise ihre Herrschaft fühlen läßt: so feiert der Mensch das Herz als seine einzige Gebieterin, nennt es das edelste Geschöpf, einen wahren Engel auf Erden, rühmt sich laut, sein Sklave zu sein, und bringt der Vernunft die gebührende Achtung nur wie einen lästigen Tribut dar, um es nicht zu einem förmlichen Bruch mit ihr kommen zu lassen, und so den Anlaß

zu einem öffentlichen Skandal zu geben. Dabei läßt natürlich das Herz es nicht an den gewöhnlichen Mätressenkunstgriffen fehlen. Es hetzt den Menschen gegen die Vernunft auf, und schildert sie ihm zu diesem Zwecke mit der größten Ironie als ein seelenloses, kaltes Wesen, als eine Pedantin sonder Gleichen, als eine Person, die sich allenfalls zu seiner Haushälterin, aber nicht zu seiner Frau schicke, die wohl den Kochlöffel, die Näh- und Stricknadeln führen, aber — und das sei doch das Haupterforderniß zu einer glücklichen Ehe — einen Mann nicht unterhalten könne, daher die Liebe statt als eine Erleichterung von den irdischen Lasten, vielmehr selbst als die größte aller Lasten ihm fühlen lasse. Es geht in seiner Feindseligkeit gegen die Vernunft so weit, daß es selbst ihre Tugenden, ihre liebenswürdige Einfachheit, ihre himmlische Sanftmuth, ihre unermüdliche Geduld, ihre beispiellose Treue und wohlwollende Sorge für das Beste des Menschen als Mangel an höherer Bildung, als Beweise ihrer Borniertheit und gemeinen bürgerlicher Gesinnung bezeichnet. Verblendet durch diese Zauberkünste seiner Mätresse erkennt der Tölpel nicht, daß selbst noch in dieser seiner Verirrung die Vernunft sein leitender Genius ist, und mit rastloser Wachsamkeit und unergründlicher Langmuth, zur Abwehrung grundverderblicher Schritte stets hinter seinem Rücken steht, ja daß er nur aus ihren Mitteln — denn von Hause aus ist der Mensch bettelarm, nur seine Frau brachte ihm sein Vermögen zu — die zu seiner Liebesaffäre nothwendigen Kosten bestreitet. Denn wie ist Liebe möglich, ohne gegenseitige Verständigung? Was ist die Liebe selbst anders als eine vertraute innige Correspondenz? Wie könnte er nun aber seiner Mätresse Liebesbriefe schreiben, wie Erfolg von ihnen erwarten, wenn nicht die Vernunft die vielen sachlichen und selbst orthographischen Fehler, die er in der besinnungslosen Hast seines Herzens hinschreibt, corrigirte,

und die beſten, ſiegreichſten Gedanken ihm in die Feder dictirte? Wie könnte er ihr auch nur ein Rendez-vous beſtimmen, wenn es nicht mehr richtig in ſeinem Kopfe wäre, wenn nicht die Vernunft in den beiden Begriffen von Ort und Zeit zwey willkommene Auswege ihm darböte, ſich aus der peinlichen Verlegenheit ſeiner Herzensnoth herauszuziehen? Bei dieſer gnadenreichen Nachſicht, welche die Vernunft mit dem Menſchen hat, unterläßt ſie es jedoch zugleich nicht, lieberolle leiſe Vorwürfe und Ermahnungen aller Art anzuwenden, um ihn zur Räſon zu bringen, ſie greift ſelbſt zu dem äußerſten Mittel, das ihr zu Gebote ſteht, um ſich in ſeinem undankbaren Gemüthe Eingang zu verſchaffen, ſie ſchreibt Bücher d. h. anonyme Briefe an den Menſchen, in der gegründeten Ueberzeugung, daß das ſchriftliche Wort, als das von dem ſtörenden Einfluße der Perſönlichkeit befreite Wort, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit ſelber iſt, wie die ernſte Poſaune des Weltgerichts die Seele erſchüttert. Die Vernunft weiß es ja nur zu gut, wie die Menſchen es anfangen, um ſich alle Wahrheiten vom Halſe zu ſchaffen, die ihnen nicht anſtändig ſind und ihnen ein geſcheuter Mann in Perſon beibringen will. Sie brauchen nämlich einen ſolchen Mann nicht einmal von Geſicht zu kennen, Gott bewahre! ſie brauchen ihn nur von der Seite einmal ganz zufällig im Vorbeigehen auf der Gaſſe im größten Gewühle oder gar nur von Hinten geſehen zu haben, um ſchon ſeine charakteriſtiſchen Züge zu kennen, die ſie aus allerlei Anecdötchen von ſeinem Leben aus dem Munde müßiger Marktſchreier und Stadtklatſcher zuſammenſtoppeln. Wie in einer wohlgeordneten Stadt die Polizei einen Hund verfolgt, der ohne Halsband und Nummer durch die Straßen läuft, ſo ſetzen ſie einem noch nicht bezeichneten Mann ſo lange nach, bis ſie ihm das Hundshalsband eines beſtimmten Prädikats und Ehrentitels mit Numero ſo und ſo viel

umgeworfen haben. So lange ein Mensch noch unnumerirt unter ihnen herumlauft, ist er für sie gewißer Maßen ein geheimer Vorwurf; er macht sie stutzig, bange und unruhig; denn sie wissen nicht, ob er ihres Gleichen ist, oder nicht etwas ganz Besonderes im Schilde führt, was ihnen irgend wie Nachtheil bringen kann. So bald sie ihn aber unter irgend einer Nummer untergebracht haben, so sind sie jetzt auf Zeitlebens mit ihm fertig und im Reinen. Sie hängen ihn wie ein außer Mode gekommenes Kleidungsstück in ihrer Antiquitätensammlung auf, stellen ihn, mit der Zuversicht und Wohldehaglichkeit von Reconvaleszenten, wie ein leeres Arzneiglas in einen Winkel hin, wo er sie nimmer incommodirt. Wenn daher ein so oder so numerirter Mensch im Namen der Vernunft seine Mitmenschen belehren will, so kehren sie ihm auf der Stelle den Rücken, mit dem Ausruf: Was kann Gutes aus Nazareth kommen? Deßwegen, wie gesagt, schriftstellert die Vernunft, schreibt an den Menschen anonyme Briefe, die ihn so sehr frappiren, weil er nicht weiß, von wem sie kommen; denn wenn gleich die meisten Schriftsteller aus Eitelkeit ihren Namen auf ihre Werke setzen, so sind sie dennoch dem größten Theile ihrer Mitmenschen gar nicht oder nur sehr wenig bekannt, wenigstens weiß die Nachwelt, welche die Vernunft eben so sehr, vielleicht noch mehr als die Gegenwart bedenkt, blutwenig von den Schriftstellern der Vergangenheit, oft kaum mehr als ihren Todestag, und wenn sie auch noch so viel von ihnen auf dem Wege der Historie erfahren sollte, so stehen sie doch in einer solchen Entfernung, daß ihre Sendschreiben an sie nie die Kraft und Bedeutung anonymer Briefe verlieren.

Das Leben ist ein großes Kirchweihfest. Aus allen Ecken und Enden kömmt zwar das Elend in tausenderlei erbarmungswürdigen

Gestalten zum Vorschein und lagert sich mittenbin auf dem Wege, aber es macht hier keinen Eindruck; die Stimme des Elends wird übertönt von dem Freudengeschrei der Kirchweihgäste, und der rauschenden Tanzmusik der Sinne. Das Memento Mori der Vernunft tritt dem Menschen nur auf Kirchhöfen lebendig entgegen, und das Buch ist ein Kirchhof, aber ein Kirchhof, der nicht die todten, sondern die lebenden Ueberreste des Menschen, nicht seinen Leichnam, seine Seele birgt.

In der Lektüre befinden wir uns im Zustande des Somnambulismus, aber eines Somnambulismus mit wacher Vernunft; denn in ihr äußern wir außerordentliche Kräfte; wir sprechen mit fremden Zungen, wir werden frei von dem sonst uns beherrschenden Gesetze der Gebundenheit an einen bestimmten Ort, und eine bestimmte Zeit, wir werden entrückt dem Kreise der gemeinen Sinnenwahrnehmungen, wir schauen in das innerste Leben anderer Menschen hinein, wir werden selbst durch sie mit den Geistern in Rapport gesetzt. Aber mit welchen Geistern? liebe Leser! Etwa mit solchen, die „in der Gestalt einer grauen, wie mit einem Kopfe versehenen Wolkensäule" die Unsterblichkeit der Seele ad oculos demonstriren, oder „in einem Fracke, und Kanonenstiefeln, in welche lange Hosen gehen," die adäquate, ausdrucksvolle Form ihres geistreichen Wesens finden, wie etwa die Geister der hocherleuchteten Seherin von Prevorst? mit solchen, die ihre Unsterblichkeit einzig einem Päckchen Rauchtabak verdanken, das sie bei Lebzeiten zu bezahlen vergaßen, wie weiland jener arme Schlucker in Göttingen, von dem uns Jung Stilling gläubig Bericht erstattet? mit solchen, die in dem ernsten Momente, wo sie eben unter dem Prorectorate des Todes als Candidaten der Geisterwelt immatriculirt werden, und allen geheimen und offenen Verbindungen mit der irdischen

Welt auf immer zu entsagen dem Tode feierlichst in die Hand geloben müssen, nichts beßeres zu thun haben, als an die schlechtesten kindischsten Bubenstreiche ihrer Flegeljahre zurückzudenken oder sie gar zu wiederholen, wie jener Herr Baron, Gott hab' ihn selig! von dem Horst in seiner Deuteroscopie erzählt, welcher einer alten Gewohnheit zufolge, und um ein altbernes Versprechen zu erfüllen, in dem Momente seines Verscheidens noch seinem fernen Freunde hinter den Ohren in die Haare kratzte? mit solchen, deren Kraftäußerungen von ihrer persönlichen Existenz nach dem Tode nicht zu unterscheiden sind von dem Gepolter der Katzen und Ratten auf unserm Boden, deren Beschäftigung es ist — traun! ein Geschäft, das sich ganz für einen Geist paßt, der bereits absolvirt und das Examen rigorosum des Todes bestanden hat — die unsichtbaren Stiefelknechte der Menschen, wie ein Geist in der Seherin von Prevorst, oder ihre Bartscheerer zu sein, wie jener Geist in einem Märchen von Musäus? kurz mit solchen, die, als nichtswürdige Tagediebe und Vagabunden, als die faden Poßenreißer und Hanswurften unseres kindischen Hangs zu Schrecken- und Schaudergeschichten, aus Besorgniß, von den hohen Herrschaften unseres Geistes mit ihren Betteleien zur Treppe hinunter geworfen zu werden, nur an die Furcht, diese Dirne aus dem niedrigsten Stande und von dem beschränktesten Geistesvermögen, sich wenden, und bei der Nacht durchs Fenster der Phantasie in ihre Kammer schleichen, um hier, zum Hohne und zur Vernunftbetäubung aller Zweifler, Freigeister, Rationalisten und Philosophen einige Vapeurs als sprechende Beweise ihrer Fortdauer nach dem Tode zu hinterlassen? O! nein! mit solchen Geistern Gottlob! nicht, die um ihr Dasein als Geister zu bewähren, zu den rohsten, plumpsten, ungeistigsten Mitteln greifen, wie schlechte Schulmeister, die, weil sie aus Mangel an Verstand,

an Würde und geiſtiger Kraft nicht im Stande ſind, auf vernünftige Weiſe ihre Zungen im Zaum zu halten, den Stock als das Surrogat ihres leeren Kopfes, als das einzige Dokument ihrer Superiorität bei ſich führen, wie erbärmliche Komödianten, welche die Hohlheit und Nichtigkeit ihres Spiels durch unmäßiges Toben und Schreien zu verdecken ſuchen, gerade aber dadurch bei dem Pöbel Effect machen, wie jene rohe Stämme, die, wenn ſie ſich um eine Frau bewerben, kein anderes Mittel der Galanterie kennen, um ihre Liebe auszudrücken und den Gegenſtand ihrer Wünſche zu bezeichnen, als daß ſie dieſem geradezu auf die Füße treten. Nein! nur mit ſolchen Geiſtern, deren Wirkungen, und folglich deren Sein — denn nur was wirkt, iſt — auch nach dem Tode nicht unterſchieden und abgetrennt iſt von dem Edlen, Wahren und Vortrefflichen, das ſchon vor dem Tode das Leben ihres Lebens war, die, nur in dem heitern erhabnen Tempel der Muſen, als lebens- und liebevolle Menſchen ſchon verklärte Geiſter und als verklärte Geiſter noch dieſelben liebe- und lebenskräftigen Menſchen, unwandelbar, immer ſich ſelbſt gleich, als unſere treuen Genoſſen in Freud und Leid, als unermüdliche Theilnehmer und Mitarbeiter an dem Schickſale der ganzen Menſchheit, geiſtbildend, gedankenweckend, ermuthigend, befreiend und erhebend, in unerſchöpflicher Thatkraft auf die allein des Geiſtes würdige Weiſe ihre Unſterblichkeit bewähren.

Dem berühmten Mathematiker und Philoſophen Tſchirnhauſen begegnete es oft während der Nacht, endlich auch ſogar am hellen Tage, wenn er einen gewiſſen Grad von Leichtigkeit im Denken erreicht hatte, offenbar in Folge ſeiner angeſtrengten Studien und überſpannenden Nachtwachen, daß er eine Menge ſehr glänzender Funken in der Luft herumhüpfen

und tanzen sah. Wenn er sie nicht fixirte, so dauerten sie nicht nur fast eben so lange, als er mit seinen Andeten beschäftigt war, sondern sie nahmen auch noch zu an Glanz und Lebhaftigkeit; wenn er sie aber fest betrachten wollte, verschwanden sie. Seht! die Geister unserer alten, neuern und neusten Geisterseher sind auch sonst nichts weiter, als solche in der Luft herumtanzende Fünkchen, die wohl eine kindische Phantasie entzücken und beschäftigen können, auf der Stelle aber verschwinden, so wie man sie fixirt, mit den festen Blicken des Verstandes betrachtet. Denn die Wesenhaftigkeit, die Realität, die Dauer des Menschen hängt einzig von der Wesenhaftigkeit, der Realität, der Dauerhaftigkeit seiner Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen ab; nur diese sind die Urelemente seiner geistigen Existenz.

„Zwey Scholaren — so leitet der vortreffliche Gil-Blas von Santillana seine Erzählung ein — gingen einmal miteinander von Pennafiel nach Salamanka. Unterwegs trafen sie eine Quelle an, und setzten sich, um sich zu erholen und ihren Durst zu löschen, an ihrem Rande nieder. Während daß sie hier sich ausruhten, bemerkten sie zufällig neben sich auf einem liegenden Steine einige Schriftzüge, die schon ziemlich durch das Alter und durch die Fußtritte der Heerden, die an dieser Quelle getränkt wurden, ausgelescht waren. Sie goßen Wasser auf den Stein, um ihn zu reinigen, und erkannten folgende Worte in castillianischer Sprache: Aqui está encerrada el alma del licenciado Pedro Garcias. „Hier ist begraben die Seele des Licentiaten Peter Garcias."

Der Jüngere von den beyden Scholaren, der ein unbesonnener Mensch war, hatte kaum die Inschrift zu Ende gelesen, als er schon in lautes Gelächter ausbrach und sagte: Kann man sich

wohl etwas Komiſcheres denken! hier iſt die Seele begraben — eine begrabene Seele! — Ich möchte das Originalſtück kennen, das eine ſo lächerliche Inſchrift gemacht hat. Wie er dieſe Worte geſprochen hatte, erhob er ſich auch ſchon, um wieder fortzugehen. Sein Reiſegefährte aber, der mehr Verſtand hatte, ſagte bei ſich ſelbſt: Darunter ſteckt ein Geheimniß; ich will hier bleiben, um es zu entdecken. Er ließ daher ſeinen Kameraden weiter ziehen, und ohne Zeit zu verlieren, grub er mit ſeinem Taſchenmeſſer die Erde um den Stein herum auf. Dieſe Arbeit gelang ihm auch ſo gut, daß er endlich den Stein aufheben konnte. Er fand unter ihm einen ledernen Beutel, und, als er ihn öffnete, ſiehe! da waren hundert Dukaten darin nebſt einer Karte, auf der folgende Worte in lateiniſcher Sprache geſchrieben ſtanden: „Sey mein Erbe, Du, der ſo viel Geiſt und Witz hat, den Sinn dieſer Inſchrift zu errathen, und mache von meinem Gelde einen beſſeren Gebrauch als ich.“ Entzückt über dieſen Fund legte der Scholar den Stein wieder an ſeinen alten Platz, und machte ſich auf den Weg nach Salamanka, bepackt mit der Seele des Licentiaten.“ O Don Peter Garcias, was warſt du für ein heller, ein geſcheuter Kopf! du hatteſt den Leuten die Geiſter- und Geſpenſterſeherei aus dem Leibe treiben können, du wärſt wie das lebendige Fegefeuer unter ſie hineingefahren! Schade, Jammerſchade! daß du ſo früh geſtorben biſt! Und wenn auch gleich deine Grabſchrift nichts weiter war, als nur ein iſolirter, witziger Einfall, ſo ſchmälert das dennoch deinen Ruhm, mit dieſer Sternſchnuppe deines Geiſtes einen erleuchtenden Blick in das dunkle Weſen des Menſchen gethan zu haben, ſo wenig, als die Birne, die einſt Newton auf die Naſe fiel und zur Entdeckung des allgemeinen Gravitationsgeſetzes verhalf, das Verdienſt der Erfindung ihm ſtreitig macht. Wollen wir

darum deinen Manen, erfindungsreicher Garcias! feierlichſt opfern, und wenn wir auch nicht mehr die Erben deiner hundert Dukaten ſeyn können, weil ſchon jener ſcharfſinnige Scholar — o möge er doch zum Lohne ſeiner Arbeit und ſeiner ſinnreichen Entdeckung ſich recht gütlich damit thun! — uns zuvorgekommen iſt, ſo wollen wir doch wenigſtens die Erben deines Geiſtes ſein, und den Schatz heben, der unter dieſer deiner Inſchrift verborgen liegt! Das, was dem Menſchen Tag und Nacht keine Ruhe läßt, was ihm nie aus dem Kopf und dem Herzen kommt, worüber er ſeinen Abend- und Morgenſegen zu beten vergißt, wonach er bis nach Rom, wenn er es dort und nicht anderswo findet, baarfuß über Dornen und Diſteln läuft, ohne die Schmerzen zu ſcheuen, oft auch nur zu empfinden, Das, was ihn ſein ganzes Leben lang an der Naſe herumführt, was ihn mit unwiderſtehlicher Macht an ſich feſſelt, was ihn ſo gewaltſam zuſammenknebelt, daß er keinen freien Athemzug mehr thun kann, Das, deſſen Beſitz, wenn er auch ſonſt der trokenſte, proſaiſchſte Geſelle von der Welt iſt, ihn bis zu Thränen rührt und ſein Antlitz ſo freude-feuer-glänzendroth macht, wie Utens Geſicht war, als er einſt in einer Hymne zur Gottheit jubelnd aufſtog, deſſen Genuß ihn hinauf bis ans Ende der Welt, wo Sein an Nichtſein gränzt, bis in den ſiebenten Himmel entzücket, und in ein Meer unergründlicher Wohlluſt verſenket, daß ihm Sehen und Hören vergeht, deſſen möglicher Verluſt allein ſchon ihm Heulen und Zähnklappern verurſacht, Das — und wäre dieſes Das auch nur die Summe von hundert Dukaten oder eine neue Conjectur im Eutropius, oder die Erfindung einer neuen Stiefelwichſe, oder ein Ordensbändchen mit dem Wörtchen: von — Das nur und ſonſt auch nicht ein Haar breit mehr iſt die Seele des Menſchen. Wohlweislich ließen darum die in ihrer

anſpruchsloſen Kindlichkeit und Lebensheiterkeit ſo tief in die Natur des Menſchen blickenden Alten auch noch in den elyſäiſchen Gefilden den Dahingeſchiedenen die nämlichen Beſchäftigungen, wie früher im Leben, forttreiben; denn der Menſch wächſt mit der Art ſeiner Beſchäftigung, mit den Objecten ſeiner Wünſche, ſeiner Lieblingsneigungen und Leidenſchaften ſo ganz und gar zuſammen, daß man nicht mehr weiß, wer Koch oder Keller iſt, daß er von ihnen unzertrennlich wird, daß ſie ſo wenig von einander zu unterſcheiden ſind, als zwey Flüße, wenn ſie einmal zu Einem Strome ſich verbunden haben.

Aber die erhabne Einfachheit, die anſpruchsloſe Wahrhaftigkeit der Alten war in die Dauer nicht für die Welt. Die Welt liebt die Großthuerei und Großſprecherei; ſie will glänzende Verſprechungen, auch wenn ſie ihr nie erfüllt werden; ſie will wenigſtens auf ihre Fragen eine nicht Ja, und nicht Nein ſagende, eine die Sache aufſchiebende und umgehende, nur um Alles nicht eine abſchlägige Antwort. Ein Schuldner, der zur Welt ſagt: „Gerne will ich jederzeit deine rechtmäßigen Forderungen an mich befriedigen; aber dieſen Schuldſchein, den Du mir hier bringſt, kann ich nun und nimmermehr anerkennen; Du biſt unverſchämt, Du übertreibſt es; unmöglich kann ich Dir eine ſolche Summe bezahlen, wenn ich gleich aus Mitleid und Theilnahme an Deinem Looſe es von Herzen gern thäte" wird von ihr, weil er wahrhaftig iſt, als ein ſchlechter, ein inhumaner Menſch verurtheilt und verſtoßen; ein Schuldner dagegen, der die unverſchämte Schuldforderung, wenn er gleich nie im Stande iſt oder gar nicht einmal im Sinne hat, ſie zu bezahlen, ohne Umſtände mit nächſten zu berichtigen verſpricht, — ein Nächſtens, das ſich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr bis in eine unerreichbare Ferne verzieht — wird von ihr

als ein ganz charmanter Mann, ein guter Mann, ein Mann, der Einsicht hat und mit den Leuten umzugehen weiß, gefeiert und verehrt.

Die adeligen Geschlechter der alten Völker verloren darum das Regiment, ja zunächst allen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, und auf sie succedirte die große Plebejerherrschaft. Sie wurden überstimmt von den demagogischen Großsprechern der nachfolgenden Zeiten. Der Geist und damit die Zeit unsterblicher Bücher war dahin; an die Stelle der klassischen Werke traten jetzt Peregrine und Apollonius von Tyana, Orakelstimmen, Dämone, Engel, kurz unsre lieben wohlbekannten Geister, diese physiologischen Farbenerscheinungen des menschlichen Geistes. Großes hatte die Menschheit vollbracht; um sich von ihren Anstrengungen zu erholen, beschäftigte sie sich jetzt mit den Spielen der Phantasie, wie der französische Philosoph, Malebranche in seinen müßigen Augenblicken, um seinen Kopf nicht anzustrengen, mit Kinderspielen sich unterhielt, wie Karl V. nach Ablegung seiner Kaiserkrone zum Zeitvertreibe sich mit der Verfertigung possierlicher Puppen beschäftigte, deren Bewegungen und Stellungen die unwissenden Mönche so sehr frappirten, daß sie in ihnen nur Wirkungen seiner Verbindung mit höhern Mächten zu sehen glaubten. Sie versank in den Zustand der Schlaftrunkenheit, worin der Mensch den Maaßstab der Unterscheidung zwischen Wirklichkeit und Einbildung verliert, selbst das Gesumse einer Schnacke oder das Geplätscher einer in sein Waschwasser gefallnen Maus als bezauberndte Eyeralklänge aus höhern Regionen vernimmt. Endlich brach die volle Mitternacht über Europa herein, und sie dauerte, nur von einzelnen Lichterscheinungen unterbrochen, so lange fort, bis endlich wieder die Menschheit die Unsterblichkeit des Geistes in den klassischen Werken der Alten gottesdienstlich

feierte. Warum waren aber ihre Wirkungen so erstaunlich groß und mächtig? Warum verdanken wir ihnen, gerade nur ihnen alle unsre Bildung? Weil sie noch in den elysäischen Gefilden Das sind und treiben, was sie schon im Leben waren und trieben, weil sie die allein sich- und standhaltigen Proben ihrer Unsterblichkeit schon im Leben ablegten, weil sie mit unwandelbarer Treue, mit unbedingter Hingebung bei dem, worin sie einmal waren, als dem Letzten, dem Wahren, dem Ewigen stehen blieben, weil ihnen die Wirkungen der Gegenwart die einzigen Bürgen der Zukunft waren.

In vino veritas, das ist ein alter, ein recht schöner und probater Spruch. Aber ich sehe nur nicht ein, warum wir allein dem Weine die Kraft beilegen wollen, die Zunge zu lösen und die Geheimnisse der Seele zu offenbaren. Wir können mit gleichem Rechte sagen: in amore veritas, in gaudio veritas, in dolore veritas, u. s. w. denn in Liebe, Freude, Schmerz wirft der Mensch die Schranken und Rücksichten weg, die er sonst beobachtet, und enthüllt so sein wahres Wesen. Wir können überhaupt sagen, daß sich da ein Wesen zu erkennen giebt, wo es sich frei, unbedingt, rücksichtslos ausspricht, denn nur da giebt es sich ein entschiedenes und charaktervolles, ein absolut bestimmtes Dasein. Wo glaubt Ihr denn z. B. die Natur einer Leidenschaft, par exemple der Liebe erkennen zu können? etwa da, wo die Brust ausgepolstert ist mit einem ganzen Wust voll anderweitiger Interessen, Sorgen und Rücksichten, so daß die Pfeile Cupidos durch den Wall nicht durchdringen, höchstens nur einen leichten Ritz auf der Haut bewirken können oder nicht vielmehr da, wo das entblößte, das franc und freie Herz von seinen Pfeilen sich bis auf den Grund durchbohren läßt? etwa da, wo sie sich in einer solchen gemäßigten Temperatur erhält, daß sie

nur den Appetit und die Verdauungsgeſchäfte befördert, oder nicht vielmehr da, wo ſie ſich bis zur tragiſchen Gluth, bis auf jenen Gipfel des Enthuſiasmus emporſchwingt, wo die auf der platten Ebene unüberſteiglich erſcheinenden Gränzen der höchſten Gegenſtände des Lebens als ein unbemerkbares Nichts von ihr verſchwinden? Ja bei einiger Energie des Denkens werdet Ihr die Behauptung nicht zu kühn finden, daß die Natur ſo mancher Sache ſich wahrhafter ausſpricht und beſſer, unendlich beſſer in ſolchen Menſchen und Handlungen zu erkennen giebt, die man gewöhnlich verrückte, excentriſche, unmoraliſche, ja verbrecheriſche nennt, weil ſie die Sache mit freier, rückſichtsloſer Entſchiedenheit ausſprechen, als in ſolchen Menſchen und Handlungen, die wir als verſtändige und moraliſche bezeichnen, weil ſie die Sache mit tauſenderley fremden Rückſichten und Intereſſen vermiſcht und beſchränkt ausdrücken. Seid Ihr mit mir darüber einverſtanden? wenn Ihr nicht wollt, ſo muß Ihr es ſein; ich mache kurzen Prozeß; denn wo in aller Welt wollt Ihr noch ein Weſen erkennen, wenn nicht da, wo es unvermiſcht, frei von allen fremden Ingredienzen, darum abſolut beſtimmt ſich darſtellt? Nun frage ich Euch: was nennt ihr die Seele? bitte aber dringend, die Antwort kurz zu machen. „Das beſtimmende Princip des Lebens, die Triebfeder aller Thätigkeit, Bewegung und Handlung in uns.“ Schön. Wenn nun aber eine excentriſch Verliebte, wie weiland Hero in der Fabel, beim Anblick des Leichnams ihres Geliebten ſich in die Fluthen des Todes ſtürzt, was iſt die Urſache ihres Todes? Die Liebe, die den Verluſt ihres Gegenſtandes nicht überleben kann oder mag; und was anders erklärt ſie durch dieſe Handlung, als daß das Prinzip ihres Lebens nicht eine weiß Gott was für eine obſcure und gebeime Seele, ſondern eine ganz beſtimmte Seele, die Liebe war? Denn das, deſſen Verluſt unſern Tod zur Folge

hat, das iſt doch zweifelsohne das Princip, das Centrum unſers Lebens. Und wenn ein Cato, vom Schmerz über den Verluſt der Freiheit ſeines Vaterlandes überwältigt, ſein Schwert ſich in den Leib ſtößt, was thut er anders, als daß er feierlich im Angeſichte der Welt die Freiheitsliebe als ſeine Seele proclamirt, und durch die That beweiſt, daß er mit der Freiheit nicht Etwas, ſondern Alles, die Urſache und den Zweck ſeines Daſeins, das Princip ſeines Lebens verloren hat? Und wenn der Menſch den Verluſt ſeiner theuerſten Güter überlebt, was erhält ſein Leben, was läßt nicht ſein Herz ſtecken, das Blut in ſeinen Adern gerinnen? einzig und allein der belebende Gedanke an ſie, die Erinnerung, die ſie ihm gegenwärtig erhält, oder die Hoffnung, ſie wieder zu erhalten.

Was iſt nun wohl das Lebensprincip, die Seele eines Dichters, ſage eines ächten Dichters? die Dichtkunſt; die Seele eines Philoſophen? die Philoſophie. Nehmt, wenn Ihr könnt, einem Göthe die Dichtkunſt d. i. ſeine poetiſche Welt- und Lebensanſchauung, und einem Spinoza ſeine philoſophiſche Welt- und Lebensanſchauung, und was wird euch übrig bleiben? Nichts gar Nichts, ein Unding, eine Rarität, wie jenes Meſſer ohne Stiel und Klinge bey Lichtenberg. Das Leben des Menſchen iſt ſeine Anſchauung vom Leben. Was haben wir alſo von den Menſchen, die ihre Anſchauungen in Büchern verewigten, in dieſen? nichts weniger, als ihre Seele.

„Wie? alſo die Ebimeren der Metaphyſik, die Fictionen und Phantasmen der Poeſie ſollten und könnten das Lebensprincip, die Seele, das Weſen des Menſchen, ſage des Menſchen ausmachen? iſt er nichts weiter, iſt er von keinem edleren, dichteren Stoffe, als dieſe Luftgebilde der Poeſie und Philoſophie?“

Mäßigt Euch in Euerm philantropiſchen Eifer, ich ſag's Euch im Voraus zum Troſte: der Menſch wäre allerdings ein höchſt deplorables Geſchöpf, wenn er Eure Vorſtellungen von Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſeinem Lebensprincip hätte. Aber beantwortet mir die Frage: glaubt Ihr wohl, daß, abgeſehen natürlich von den höchſt bedeutſam verſchiednen Eigenſchaften und Particularitäten, die die verſchiedene Nationalität in den Autoren hervorbringt, der Sänger der Meßiade den Götterkrieg von Parny, oder wenigſtens ein ähnliches, nach dem deutſchen Nationalcharakter modificirtes Gedicht, daß der deutſche Dichter der Jungfrau von Orleans ein der Pucelle d'Orleans von Voltäre entſprechendes Gedicht hätte hervorbringen können, oder daß der Schöpfer des Fauſts und Wilhelm Meiſters, der Dichter des Heinrich von Oſterdingen oder der bezauberten Roſe hätte ſein oder wenigſtens in ihnen den vollen Ausdruck ſeines Geiſtes geben können, oder daß Spinoza der Urheber der Monadologie (der Lehre von den individuellen Einheiten) und Leibnitz der der Lehre von der Subſtanz (der abſoluten Einheit) hätte ſein können? „Warum nicht gar? Wer könnte uns eine ſolche Abſurdität zutrauen? Das iſt rein unmöglich." O thut nur nicht gleich gar ſo erſchrecklich. Würdet Ihr den wahren Grund, und die weitern Folgen dieſer Unmöglichkeit einſehen, ſo wäre ich der Mühe überhoben, Euertwegen dieſen Aphorismus zu ſchreiben. Es iſt unmöglich, eben nur deßwegen, weil die Anſchauungen, die der Dichter oder Philoſoph in ſeinen Werken niederlegt, und die ihr Fiktionen oder Chimeren nennt, ſeine Seele, ſein wahres Lebensprincip ſind, und er eben ſo wenig ſeine Grundanſchauungen mit denen eines Andern austauſchen kann, als ſeine Individualität mit der eines Andern. Glaubt Ihr nun aber, daß ſolchen Individualitäten, wie Leibnitz, Spinoza, Göthe, Leſſing, Schiller keine höhere Realität zukommt, wie mir und Euch? Ohne Eure Antwort abzuwarten,

an der mir offen geſtanden, auch nicht das Geringſte liegt, erwiedere ich: mit Nichten. Solche Individuen ſind Gattungs-Normalindividuen, Einzelweſen, die jedes ein großes Gemeinweſen ſind, Centralpunkte der Menſchheit, ſouveräne Mächte, in die der Menſchengeiſt alle ſeine Kraft, Fülle und Realität zuſammendrängt. Gebt ihr mir das zu? „Ohne Bedenken.“ Nun dann müſt Ihr aber auch ohne Weiters anerkennen, daß ihre Werke nicht weſenloſe Fiktionen und Chimeren, ſondern Realitäten und mehr noch, Centralpunkte der Realität enthalten; denn die Anſchauungen, die ihr Inhalt ſind, ſind nichts andres, als die Principien ihres Lebens und ihrer Individualität, nichts, als ihre eignen Selbſtanſchauungen, ihr anderes höheres Ich; und wenn die Anſchauenden Centralpunkte der Realität und Geiſtesgewalt ſind, wie ſollen ihre Anſchauungen es nicht ſein, nach deren Größe und Realität ſich doch allein ihre eigne Größe und Realität bemißt? Könnt Ihr Euch denn einbilden, daß der Menſch im Dichten und Denken über ſein wahres Sein hinaus kann, daß er Gott anders denkt, als er ſelber in Wahrheit iſt, daß er etwas zum Objekt ſeiner Anſchauung machen kann, was nicht zugleich eine Anſchauung ſeiner ſelbſt wäre? Was heißt Dichten und Denken anders, als ſein eigenes Leben zu einem Gemeingut, zu einem Leben machen, das auch alle Andere mitleben und mitgenießen können, als ſich ſelbſt, ſein Weſen zum anſchaubaren Gegenſtande nicht nur ſeiner ſelbſt, ſondern auch Anderer machen?

Alſo: wenn Ihr Leibnitz's philoſophiſches Princip, die Monade, Spinoza's Subſtanz einen bloßen Gedanken in Euerem Sinne, d. i. eine Einbildung oder Chimere nennt, ſo nennt ihr den Leibnitz, den Spinoza ſelbſt eine Chimere; es iſt eine Unwahrheit, daß je ein Leibnitz exiſtirte, wenn ſeine Monade eine Unwahrheit iſt; war ſeine Monade Nichts,

ſo war er ſelbſt auch Nichts. Denn in der Monade, die Leibnitz zum Principe der Welt machte, haben wir ſein vergegenſtändlichtes Weſen ſelbſt, haben wir ihn ganz, wie er leibt und lebt. Wie Xenophanes von ſeinem Gotte ſang: er iſt ganz Auge, ganz Ohr, ſo können wir von Leibnitz ſagen: er hatte nicht Geiſt, er war ſelbſt ganz Geiſt, ganz Denken, ganz Leben und Thätigkeit. Wie das Univerſum ſeiner Philoſophie zufolge einem Fiſchteiche voller lebendiger Weſen gleicht, in dem aber jeder Waſſertropfe ſelbſt wieder ein Fiſchteich iſt, ſo war jeder Blutstropfe, jedes Atom von ihm ſelbſt wieder ein kleiner Leibnitz. Leibnitz ſelbſt nichts anders, als ein Compoſitum, ein Aggregat, eine große Encyklopädie von lauter Leibnitzen, wovon aber jeder ſein ganzes Weſen wiederſpiegelt, wie jede Monade das ganze Univerſum, nichts anders als ein dichter (sit venia verbo) Lichtbüſchel, wovon jeder einzelne Strahl hingereicht hätte, die Seele eines tüchtigen Menſchen zu bilden. Betrachtet dagegen die erhabne Einfachheit, die ſtille Würde und Ruhe im Leben und Charakter Spinozas, und Ihr werdet an ihm auch nicht einen dunklen Flecken, Ihr werdet ihn im Gegentheil ſo hell und durchſichtig finden, daß ihr in ihm und durch ihn hindurch nichts anderes erblickt als den reinen, klaren Himmel der Subſtanz, die er als das Princip der Philoſophie ausſprach. Haltet die ſtrengſte Hausſuchung bei beiden, viſitirt ſie, wenn Ihr Luſt habt, bis aufs Hemde aus, um zu ſehen, ob ſie doch nicht vielleicht außer den einheimiſchen Producten ihrer Anſchauungen anders woher eingeſchwärzte Waaren bei ſich führen, ja, ich rathe Euch noch ein andres Mittel an, preßt ihr Herz, das Centrum des individuellen Lebens, wie einen mit Queckſilber gefüllten ledernen Beutel zuſammen, und aus allen ſeinen Poren werdet ihr immer nur die Monade und die Subſtanz hervorquellen ſehen.

Sollten Euch dieſe Mittel auch nichts helfen, keine Erleichterung und Beſſerung in Euerm Kopfe verſchaffen, ſo will ich euch noch zwey Recepte, die ganz für Euern Zuſtand paſſen, aus Spinoza und Leibnitz ſelbſt verſchreiben. Dieſer ſagt: „Nous sommes faits pour penser. Il n'est pas necessaire de vivre, mais il est necessaire de penser.“ Jener: „Nos estenus tantummodo agimus, quatenus intelligimus. Wir ſind nur inſofern thätig, als wir erkennen.“ Wenn auch dieſe zwey Medicamente nach gehörigem Gebrauche bei Euch nicht anſchlagen, ſo ſeid ihr inkurabel, und ich ſage Euch Adieu.

Das Publikum ſchließt jederzeit mit ſeinen Favoritſchriftſtellern einen ſtillſchweigenden Vertrag ab, wornach dieſe ſich verpflichten, nichts zu Papier zu bringen, als was es ihnen in die Ohren flüſtert, jenes dagegen ein anſehnliches Honorar von Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen aller Art verſpricht. So verlangt die löbliche Zeitgenoſſenſchaft von ihren Philoſophen nichts weiter, als eine handſchriftliche Verſicherung, daß ſie in allen ihren Anſichten und Meinungen vollkommen Recht hat, von ihren Dichtern, daß ſie ihr ſolche Stückchen vorpfeifen, für die ſchon im Voraus ihr Kehlkopf geſtimmt iſt, und die ganz zu ihrer dermaligen Gemüthsdisposition paſſen. Schriftſteller, die nicht dieſen Contract unterzeichnen, werden als Vagabunden, die ſich nicht gehörig zu legitimiren wiſſen, ohne Barmherzigkeit auf dem Schub über die Gränze gebracht. Wenn Das gerade etwas Geſchentes iſt, was die Zeitgenoſſenſchaft im Sinne hat und ihren Kabinetsſekretären und Scribenten in die Feder dictirt, ſo kann man es ihr wahrlich nicht übel nehmen, im Gegentheil man muß es ihr Dank wiſſen, daß ſie ſo verfährt, denn nur dadurch übermacht ſie der Nachwelt ein unverfälſchtes wohlgetroffnes Ebenbildniß von ihrem Weſen. Leider! ſind

aber nur zu oft die beliebten Scribenten der Zeitgenoſſenſchaft nichts weiter als ihre Beichtväter, denen ſie nichts anzuvertrauen hat, als ihre Schwächen, ihre Sünden und dummen Streiche, die ſie im Leben begangen hat.

Die guten Bücher d. h. ſolche, die uns etwas zu denken geben, ſind in fremden Sprachen geſchrieben. In der Lektüre überſetzen wir ſie in unſere Mutterſprache. Aber die Wenigſten verſtehen ſich auf die Kunſt zu überſetzen, wiſſen die Freiheit der Aneignung mit der Gebundenheit der Treue auf ſchickliche Weiſe zu verbinden. Die meiſten Leſer ſind entweder nur wortgetreue, ſteife, ſclaviſche Pedanten oder leichtſinnige Paraphraſten, die, oft ſelbſt wider Wiſſen und Willen, den Autor ſogar nur parodiren. Dieſes Schickſal hatten von jeher vor allen die philoſophiſchen Werke. Sie wurden immer ſo verſtanden, wie zur Zeit der ehrwürdigen Allongeperücken die griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker überſetzt wurden. Natürlich macht der römiſche oder griechiſche Held, der mit der Perrücke in dem ſpießbürgerlichen Coſtüm des Bürgermeiſters einer philiſtröſen Reichsſtadt auftritt, eine lächerliche Figur. Aber wer hat die Schuld daran?

Der alte franzöſiſche Romanſchreiber Monſieur de Scudery hatte einſt auf einer Reiſe in der Provence, die er in Geſellſchaft ſeiner Schweſter machte, ein höchſt ſonderbares Abentheuer zu beſtehen. Sie waren in einem Gaſthauſe eingekehrt, und hatten zu ihrem Nachtquartier eine Kammer genommen, in der zwei Betten ſtanden. Vor dem Einſchlafen fragte der Monſieur de Scudery ſeine Schweſter: was er denn mit dem Prinzen Mazarre anfangen ſollte? (Dieſer Prinz war nämlich ein Held in dem Roman: „Cyrus“ von Monſieur und Mademoiſelle de Scudery.)

Nach langem Hin- und Herreden wurden ſie endlich einig, daß ſie ihn morden laſſen wollten. Kaufleute, die ſich in der anſtoßenden Stube befanden, hörten dieſes letzte Wort und glaubten, daß hier über die Ermordung eines Großen berathſchlagt würde. Sie ſetzten daher die Polizei von dem vermeintlichen Complot in Kenntniß, und unſere Reiſende wurden gefangen geſetzt; erſt nach befriedigenden Erklärungen ließ man ſie wieder frei." Nicht wahr, das iſt ein amüſantes Hiſtörchen? Ich mein's auch. Aber nicht weniger amüſant, ja lächerlich iſt es, in welchem plumpen, rohen Sinne Ihr von jeher Eure größten Schriftſteller, namentlich die philoſophiſchen, verſtanden und behandelt habt, weil ſowohl Eure Faulheit und Euer ſchmutziger Geiz, dem das Honorar zu viel war, als die alte Euch unbequeme Gewohnheit der Philoſophen, keine bloßen Hospitanten bei ſich zu dulden, euch von dem Beſuche ihrer Vorleſungen abhielten, und Ihr daher, um Eure Neugierde, die Ihr gleichwohl nicht gänzlich unterdrücken konntet, zu befriedigen, nur von Außen durch das Schlüſſelloch an der Thüre ihrer Hörſäle lauſchtet und ſo natürlich nur einzelne, unzuſammenhängende, ſinnloſe Worte aufſchnappen konntet. Ja wahrlich, es giebt nichts amüſanteres, als wenn man Euch ſo Außen, wo man nichts mehr deutlich vernehmen kann und überdem oft der größte Straßentumult iſt, vor den Lehrſälen der großen Philoſophen mit der Neugierde verläumdungsſüchtiger Stadtklatſchen lauſchen, und dann das alberne Zeug, das Euch in den Ohren ſumſt, mit brennenden Köpfen und ſiedheißem Amtseifer, als Corpus delicti vor den ſaubern Gerichtshof Eurer verdorbnen, beſtochnen Urtheilskraft ſchleppen ſieht, um hier vor der verſammelten leichtbetrüglichen Volksmenge ihnen einen Injurienproceß an den Hals zu hängen wegen grober Verletzung Eures Verſtandes, den Ihr den geſunden Menſchenverſtand nennt, weil er Euch,

verſchonend mit der anſtrengenden Sorge und Arbeit des Denkens, noch nie die Suppe verdarb, der aber in der That ein eben ſo gemeiner Patron, wie Ihr, nichts weiter als Euer Trink- und Schmeliſsbruder, obgleich von Euch als Euer oberſter Gebieter verehrt, doch nur Euer Fürſt von Thoren iſt.

Das Leben möchte nur gar zu gerne den Jacob ſpielen, und wie dieſer ſeinen Bruder Eſau, den Geiſt um die Rechte ſeiner Erſtgeburt betrügen. Es iſt daher nur zu oft ſein größter Gegner, verfolgt ihn heimtückiſch auf allen ſeinen Schritten, ſpielt ihm bei jeder Gelegenheit einen böſen Streich, und ſucht ihn, neidiſch auf ſeine einzigen Güter, ſeine Freiheit und Ruhe, in ſein Elend und ſeine Schmach herabzuziehen, und gerade an den edelſten und empfindlichſten Theilen mit den Stachelſchweinsborſten ſeiner Sorgen und Intriguen zu verwunden. Es iſt die Fantippe des Sokrates, die Nürnbergerin, die Albrecht Dürers Unglück war, ein böſes, ränkevolles, zänkiſches, geiziges Weib; die nothwendigſten Bedürfniſſe ſucht es ihm zu entziehen, oder doch zu ſchmälern; alles was ſich der Geiſt zu gute thut, das muß er im Rücken dieſes Weibes thun. Glücklich ſind die Geiſter, für die das Leben kein böſes Weib, ſondern nur ein böſer Gaſſenbube iſt, der von Zeit zu Zeit durch Steinwürfe und andere boshafte Streiche und Ungezogenheiten ſie in dem Frieden ihrer Wohnungen ſtört. Den Schlüſſel zu dem Leben manches Schriftſtellers haben wir daher nur dann, wenn wir erkennen, daß er alle Stunden, die er ſeiner geliebten Gebieterin, ſeiner Muſe zuwandte, im eigentlichen Sinne dem Leben abrang, und um zu dieſem Zwecke zu gelangen, ſich oft ſolche Mittel erlaubte, die vor dem Zuchtpolizeigerichte einer bornirten Moral für ſträflich gelten. Aber wenn man dieſe als competente Richterin

anerkennen wollte, ſo müſten ſelbſt die genialſten und zugleich unſchuldigſten Mittel, die ſo viele Schriftſteller anwandten, um ihrer Muſe etwas zukommen zu laſſen, und die ſich Jeder, der den Muſen lebt, mehr oder weniger erlaubt, als unmoraliſche angeſehen werden. Der franzöſiſche Dichter Dufresny hatte in Paris immer mehrere Quartiere, damit man nicht wußte, wo er ſich aufhielte, und er ſich ſo nicht nur den Beſuchen ſeiner Gläubiger, ſondern auch läſtiger Freunde entzöge. „Ein Unbekannter verlangte einſt Voltäre zu ſehen, der bekanntlich ſehr mit Beſuchen überhäuft wurde. Voltäre läſt ſagen, daß er krank ſei. Den nächſten Tag kommt der Unbekannte wieder. Ermüdet von dieſer Zudringlichkeit läßt Voltäre antworten, daß er in den letzten Zügen liege.. Und wenn dieſer Zudringliche, fügte er hinzu, noch einmal kommt, ſo ſage man ihm, daß ich bereits maustodt und ſelbſt ſchon begraben bin." Eine bornirte und in ihrer Bornirtheit conſequente Moral könnte, wie geſagt, auch in dieſen naiven Mitteln, den Zudringlichkeiten des Lebens zu entgehen, einen ganzen Bündel von Unmoralitäten auffinden, aber es iſt nun einmal ſo: wo unſere geiſtige Exiſtenz im Spiele iſt, da erlauben wir uns auch ſogar unerlaubte Mittel, um uns zu retten. Noth bricht Eiſen. Der Humaniſt Hermolaus Barbarus zitirte einſt ſogar den Teufel, um ſich aus einer literäriſchen Verlegenheit zu helfen, und Voltäre gab einſt einem Bedienten, den er ſo heftig angefahren hatte, daß er ihm davon lief und die Worte ausrief: „Sie müſſen, mein Herr, den Teufel im Leibe haben," in aller Sanftmuth zur Antwort: „Ach! mein Lieber, ich habe noch was Schlimmeres im Leibe als den Teufel, ich habe nämlich im Kopfe einen verdammten Tyrannen (Voltäre arbeitete gerade an einer Tragödie, wo dieſe Scene vorkommt), den ich erdolchen will, um ihn zu verhindern, bei einer ſehr ehrbaren Fürſtin zu

ſchlafen, ich kann damit nicht fertig werden, und das iſt's, was mich ſo toll macht."

So wenig eine Ehe geradezu ſchon deßwegen eine glückliche iſt und auf wahrer Liebe beruht, weil ſie gegen den Willen der Eltern von dem verliebten Paare geſchloßen worden; ſo wenig iſt ein Studium, das einer wider den Willen ſeiner Eltern ergreift, deßwegen auch ſchon ſein von der Natur ihm beſtimmter Beruf, in dem er einſt Tüchtiges leiſten wird. Aber das iſt doch wahr, daß faſt die meiſten großen Schriftſteller, man denke nur z. B. an Lucian, Luther, Voltäre, Roußeau, Torquato Taſſo, Arioſt, Shakeſpeare, Boccaccio, Ulrich von Hutten, Moliere, Leßing, Petrarca, Thomas Aquino, Cujaccius, Sabellicus, Conrad Celtes, Cüvier, Diderot wider das Gebot und die Beſtimmung oder doch den Wunſch ihrer Väter die Frucht der Unſterblichkeit, von einem unwiderſtehlichen Gelüſte dazu getrieben, von dem Baume der Erkenntniß gebrochen haben. Dieſe Erſcheinung hat ihre guten Gründe. Die Welt iſt keine Freundin von Novitäten; wohl in Kleidungen und Luxusartikeln liebt ſie Veränderungen; keineswegs aber in Dingen, die ihr zu Leide gehen. Sie wünſcht commoditatis causa, daß Alles beim Alten bleibt, daß der Enkel dieſelbe Straße geht, die ſchon der Großvater gegangen iſt, und wenn auch die Straße durch den Unverſtand der Baumeiſter ſo ungeſchikt und widerſinnig angelegt, oder auch deßwegen, weil die lieben Großväter aus zu ihrer Zeit vorhandnen zufälligen Umſtänden ſolche Umwege zu machen gezwungen waren, ſo außerordentlich krumm iſt, daß man zu einer Strecke Wegs, die man recht gut in einer kleinen halben Stunde zurücklegen könnte, eine gute deutſche Meile braucht. Die Welt begünſtigt

darum nicht das Emporkommen guter Schriftſteller, denn gute Schriftſteller ſind immer nur ſolche, die entweder an ſich oder für ihre Zeit neue Gedanken und Anſchauungen mitbringen, und wo hat je noch einer eine neue Idee geäußert, die nicht einiges Derangement in die Welt brachte? Die Welt hält's darum immer mit den Alten. Denn die Alten, die den ſchönſten und größten Theil ihres Lebens bereits hinter ſich haben, lieben zufolge dem richtigen Satze: Simile Simili gaudet nothwendig das Alte, das junge Volk dagegen, das umgekehrt den ſchönſten und größten Theil ſeines Lebens noch vor ſich hat, das Neue, Friſche, Junge, daher es oft mit Ungeduld ſelbſt die unreifen Aepfel und Zwetſchgen begierig vom Baume pflückt. Das junge Volk ſteht auf einem rein idealiſtiſchen Boden, es wächſt mit einer Zeit heran, die noch nicht iſt, erſt wird; Hoffnungen und Erwartungen aller Art iſt damit ein unbegränztes Feld geöffnet; es fehlt ihm an einem Maaße in ſeinem Glauben an das Mögliche, und eben in dieſem Glauben wurzelt ſein ungebändigter Schaffungstrieb. Die Alten hingegen laſſen die Flügel hängen; ihre Hoffnungen ſind bereits erfüllt, oder fehlgeſchlagen; ſie ſtehen auf dem trocknen Boden des Gedächtniſſes, der Erinnerung, die gerade am meiſten den Menſchen einſchläfert, und ſeinen Thätigkeitstrieb lähmt. Mit Ruhe ſehen ſie dem Grabe nur dann entgegen, wenn ſie wiſſen, daß Alles noch auf dem alten Flecke ſteht, daß die Welt ſo iſt und ſo bleiben wird, wie ſie zu ihrer Zeit war, und wie ſie bereits hinlänglich ſie kennen und ſatt haben, wenn ſie denken, daß ſie ſchon das Beſte genoſſen haben, nichts Beſſeres nach ihnen kommen wird und kann. Wenn wir eine geliebte Wohnung mit theuern Gegenſtänden verlaſſen müſſen, ſo wünſchen wir, daß in unſrer Abweſenheit nichts daran verändert werden möge, damit wir auch in der Entfernung

und noch in ihr orientiren können, der Einbildung nach uns zu Hause finden, und, wenn auch nicht mehr den wirklichen Genuß der Anschauung, doch wenigstens den trostreichen Gedanken haben: Es ist noch Alles beim Alten, ein Gedanke, der auch dem Menschen den Schmerz über den unvermeidlichen Verlust seines Lebens erträglich macht.

Sobald also ein neuerungslustiger literarischer Geldschnabel auch nur durch die leisesten Regungen sein Dasein kund giebt, so steckt sich schon die Welt in aller Geschwindigkeit hinter die Alten, die denn auch nichts unterlassen, um ihn, mit dem Dekalogus und allen sonstigen ihnen zu Gebote stehenden Abschreckungsmitteln in der Hand, von seinem in ihrer Meinung tollen Unternehmen abzubringen und zu bewegen, daß er sich nach der Weise seiner Väter ernähre und statt der Studien ein ehrliches bürgerliches Geschäft ergreife. Die Welt weiß wohl aus tausendfältiger Erfahrung nur zu gut, daß der Geldschnabel, verloren in Entzücken über die herrliche Stimme seines Genius die, nur ihm vernehmbar, labenden Trost und Muth seiner Brust einflößt, und um so magischer auf sein Gemüth wirkt, aus je größerer Entfernung sie zu ihm dringt, von den gewaltigen Donnerflüchen, die sie über ihn schleudert, ganz ungerührt wie ein Tauber dastehen bleibt, daß alle Mittel, die sie anwendet, um ihn aus dem Stande eines Freien, eines ungebundnen Homme de Lettres in den Nothstall ihrer kümmerlichen Beschränktheit einzuzwängen, an dem unbesiegbaren Zuge seiner Natur wirkungslos scheitern. Dennoch steht sie nicht davon ab, bei jeder sich von Neuem darbietenden Gelegenheit ihre abgedroschenen Manöver wieder anzuwenden, und die Alten gegen die Jungen, als gottlose Ketzer aufzuhetzen, und sucht sich für den Aerger über ihre abermals erfolglos gebliebnen Anstrengungen wenigstens durch den schadenfrohen Gedanken zu

entſchädigen, daß ſie den Schriftſteller im Voraus bei den Leuten in Mißkredit geſetzt hat, indem ſie ihn nöthigte, ſeine literäriſche Laufbahn mit einer Sünde gegen den Dekalogus zu eröffnen. Es iſt daher höchlich zu verwundern, daß wir noch kein Buch haben, das ausſchließlich die traurigen Lebensanfänge der Herrn Literaten zum Gegenſtande hat, da uns doch bereits der Italiener Pierius Valerianus mit einem ſchönen Büchlein de infelicitate literatorum beſchenkt hat, das faſt nur von dem jammervollen Ende der Gelehrten ſeiner und der nächſtverfloßnen Zeit handelt. An Stoff fehlte es wahrlich nicht zu einem ſolchen Opus. Faſt allen Genies kam das Entrée in's Theater der Welt ſehr theuer zu ſtehen, weil jedes Mal Abonnement suspendu war, wenn der Theaterdirektor eine neue Beneſizvorſtellung zum Beſten der Armen geben wollte, während von jeher die mittelmäßigen Köpfe aller Art Freibillets hatten, weil ſie nur die langweiligen Repetenten und Commentatoren der großen, meiſt unverſtändlichen Geiſter waren, aber eben wegen dieſer ihrer praktiſchen Brauchbarkeit von der Welt mehr begünſtigt und honorirt wurden als die Originalköpfe, denen ſie doch allein das tägliche Brot ihres Geiſtes zu verdanken hatten.

Kann man's der Welt verübeln, daß ſie die Schriftſteller, die Kinder des Geiſtes, ſo aufnimmt und traktirt, als es von jeher von ihr geſchah? Mit Nichten! Principiis obsta. Sui cuique mores fortunam fingunt. Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se. Warum laſſen ſich die Herrn Literaten mit dem Geiſte ein, der von jeher bei der Welt ſchlecht angeſchrieben war, da er ſie ſtets in lauter unangenehme Händel verwickelte, und nur ſolche Manieren und Eigenſchaften hat, die ihren Gebräuchen, ihrer Denkungsart, kurz ihrem ganzen Weſen

radicitus entgegengesetzt und zuwider sind? Denn pro primo ist der Geist ein Aventürier, ein Vagabund sonder Gleichen. Man weiß eigentlich jetzt noch nicht genau, wie, warum und woher er in die Welt gekommen ist. Er kommt in sie hinein ohne Paß, ohne alle Legitimation und Empfehlungsschreiben, wie zur Zeit der wiedererwachten Wissenschaften, wo eine wahre Generatio spontanea oder aequivoca von Genie's aller Art war. Zwar annoncirt er immer vorher schon im Intelligenzblatte seine neuen Werke, dessen ungeachtet kommt er jedoch stets zur ungelegnen Zeit und so unerwartet an, wie Karl XII zu Stockholm. Er klopft zwar an der Thüre der Welt an, aber ohne zu warten, bis man sich zu rechte gemacht hat, und ruft: Herein! ist er schon mitten in der Stube, und hat auch schon richtig, als wäre er der Herr im Hause, neben dem betroffnen Eigenthümer ohne alle Complimente Platz genommen. Schon der erste Eindruck, den der Geist bei seinem Auftreten auf die Welt macht, ist also keineswegs geeignet, ihn bey ihr zu empfehlen, da sie im höchsten Grade ceremoniell ist, von Jedem, der sich bei ihr meldet, verlangt, daß er sich vorerst durch die endlose Schneckentreppe unzähliger Kopf- und Rückenkrümmungen hindurchwindet, und die Imputationstheorie der Chinesen, die die Schuld der Väter den Kindern büßen lassen, auf entgegengesetzte Weise praktizirt, indem sie nämlich die Verdienste des Ur-Ur-Großpapas dem Ur-Ur-Enkel anrechnet, und den nur allein passiren läßt, der auf dem Dreikreuzerstempelbogen seines Kopfes das Visum einer Autorität öffentlich zur Schau trägt. So konnte einst Leibnitz nur dadurch sich der Gefahr entziehen, von italienischen Schiffern über Bord geworfen zu werden, daß er, so wie er ihr Vorhaben merkte, die Geistesgegenwart hatte, geschwinde einen Rosenkranz, den er offenbar absichtlich auf seiner Reise durch Italien bei sich führte, aus der Tasche herauszuziehen.

Pro secundo iſt der Geiſt — und das iſt noch weit ſchlimmer — ich trau' mir's kaum zu ſagen — es ſteben mir faſt die Haare zu Berge — o! es iſt ein ſchreckliches Geheimniß — denkt nur! — — ein natürliches Kind, eine Frucht der Liebe und zwar von — nun die Namen wollen wir verſchweigen. Was aber das heißen will und auf ſich hat, ein natürliches Kind zu ſein, das wiſſen wir alle leider! nur zu gut. Daher nahmen einſt die Freunde des Erasmus Anſtand, einzugeſtehen, daß er ein uneheliches Kind ſei, aus Beſorgniß, durch dieſes Faktum ſelbſt ſeinen ſchriftſtelleriſchen Namen in Mißkredit zu ſetzen und ſeinen Gegnern die gefährlichſte Waffe in die Hände zu geben. Denn obgleich bereits Pontus Heuterus eine gelehrte Abhandlung über die natürlichen Kinder geſchrieben hat, und eine Menge berühmter Männer darunter aufzählt, ſo hat die Welt doch noch immer ihre alten Vorurtheile, was uns übrigens nicht im Mindeſten in Verwunderung ſetzen darf, da die Welt ein ſo ſchwaches Gedächtniß hat, daß ſie ſchon im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr weiß, was ihr im achtzehnten ihre großen Lehrer beigebracht haben, und daher, wie Albertus Magnus, wenn ſie einmal aus einem Eſel ein Philoſoph wurde, doch hinten nach immer richtig wieder aus einem Philoſoph ein Eſel wird, weßhalb der Gedanke Luthers: „die Welt iſt wie ein beſoffener Bauer, der, wenn man ihn auf der einen Seite auf den Gaul hinaufhebt, auf der andern wieder hinunterfällt," auch in dieſem Falle ſeine volle Richtigkeit hat. Wie eine Schrift, wenn in ihr gleich die reſpektive Materie aufs richtigſte und treffſichſte erörtert und dargeſtellt iſt, von Gericht zurückgewieſen wird, wenn eine Formalität überſehen wurde: ſo werden die Kinder von der Welt zurückgeſetzt, die nicht in der gehörigen Prozedur, ſo daß wenigſtens ſchon dreimal vor ihrer Geburt der Pfarrer von der Kanzel herab

die verſammelte Gemeinde gefragt hat, ob Niemand eine Einſprache gegen ſie zu thun habe, zu Wege gebracht worden ſind. Ja die Liebe iſt, als die heilige Maria — Mutter — Gottes des Geiſtes, bei der Welt, wie bei den geldſpekulierenden Engländern, ſo ſchlecht angeſchrieben, daß ſie ſelbſt die Ehen, die ſich auf ſie gründen, ſo viel als in ihren Kräften ſteht, zu hintertreiben, und — wenn ſie das nicht kann — wenigſtens ſo lange zu verſchieben ſucht, bis durch das ſpaniſche Fliegenpflaſter der Zeit der Blutandrang nach dem Herzen gehoben oder doch vermindert wurde; dagegen die Ehen, die, ſelbſt mit Widerwillen, nur in Folge eines phyſiſchen, moraliſchen oder pekuniären Bankerotts geſchloßen werden, auf alle mögliche Weiſe begünſtigt, um dadurch die Zahl unglückſeliger Körper- und Geiſteskrüppel bis ins Unendliche zu vermehren. Uebrigens hat allerdings die Welt, das muß man ihr laſſen, ihre guten Gründe zu ihren Vorurtheilen gegen die Liebe und die natürlichen Kinder. Denn die Kinder der Liebe, ſeien ſie nun außer- oder innereheliche, machen der Welt gar zu viel zu ſchaffen, weil ihr Blut nicht in dem lauen Waſſer eines bloßen pflicht- und ſchulgerechten ehelichen Amtseifers überſchlagen, ſondern aus dem Brunnen der Natur friſch herausgeſchöpft worden iſt, weil ſie nur ſelten in ihrem Temperamente und Charakter die Beſchaffenheit ihres Vaterlandes, die Gluth des ſüdlichen Himmels verläugnen, weil die noch immer lebensluſtigen Götter und Göttinnen des griechiſchen Olympus bei jedem neuen Sprößling der Liebe ihre alten Anſprüche auf den Thron der Welt erneuern, und ihn als eine höchſt willkommne Gelegenheit benutzen, um aus allen ihnen noch zu Gebote ſtehenden Kräften ad hominem zu demonſtriren, daß nur unter ihrer Regierung glückliche an Geiſt und Leib geſunde Menſchen entſtehen und gedeihen können. Es läßt ſich daher hieraus abnehmen, ohne beſonders ſeinen Kopf anſtrengen zu

müſſen, was es für eine Senſation in der Welt machen muß, wenn ihr der Geiſt geradezu ohne alle Umſtände in's Geſicht ſagt, daß er ein Kind der Liebe iſt, das ganz ſeiner Mutter nachſchlägt, und daher nichts als lauter natürliche Kinder, d. h. gute Bücher und Schriftſteller in Hülle und Fülle in die Welt ſetzt.

Pro primo iſt alſo, — wir müßen es wiederholen, denn Repetitio est mater studiorum — der Geiſt ein Vagabund, pro secundo ein uneheliges Kind, folglich von unehrlicher Herkunft, pro tertio — es kommt jetzt immer ärger — ein entſetzlicher Verſchwender. Wozu die Welt Jahre braucht, bis ſie es zuſammenſcharrt und an allen Ecken und Enden im Schweiß ihres Angeſichts zuſammenbettelt, das bringt in Einer attiſchen Nacht der ſchwelgeriſche Geiſt in Saus und Braus durch, wie er einſt die dicken Folianten der Scholaſtiker, die auf Koſten und mit der Approbation des päbſtlichen Stuhls gedruckt worden waren, durch Carteſius, Bacon und andere Gedankenfürſten preiswürdigen Andenkens — wer von uns erinnert ſich nicht mit herzlichem Vergnügen an dieſe ſchönen Univerſitätsjahre der neuern Menſchheit! — zum Aerger der Philiſterwelt mit jugendlichem Muthwillen zum Fenſter hinauswarf. Und was das Schlimmſte bei der Sache iſt: die Welt weiß noch bis dieſe Stunde nicht, ſo ſehr ſie ſich darüber den Kopf zerbricht, woher der Geiſt die Mittel zu ſo großem Aufwand bekommt; denn ſo wenig die Welt, wie männiglich bekannt, von Wißbegierde gereinigt wird, ſo ſehr wird ſie es von der Neugierde, und namentlich der, zu wiſſen, wie viel einer täglich zu verzehren hat. Die Welt ſchätzt nämlich den Mann ganz richtig nur nach dem, was er vermag, was er ausrichten kann. Da nun aber die Welt d. h. die meiſten Menſchen gar keinen oder höchſtens nur einen ſehr geringen Fonds an Geiſt und Gemüth beſitzen, da das Geld allein das Mittel ihrer Selbſtbethätigung und die Quelle ihrer

Productivität iſt, ſo wird — ebenfalls ganz richtig — in der Welt der Werth des Menſchen nur nach dem Inhalt ſeines Geldbeutels angeſchlagen, die Summe ſeiner Geiſteskräfte gleich der Summe ſeines pekuniären Vermögens angeſetzt, daher ſchon die Griechen das Sprichwort hatten: χρῆματ' ἀνήρ auf deutſch: Geld iſt der Mann. Das große Intereſſe aber, das die Menſchen daran haben, genau und gewiſſenhaft ihre Kräfte gegenſeitig zu berechnen und zu taxiren, kommt von dem Gefühl ihres eignen Unvermögens her, von ihrem Mißtrauen gegen einander, und von dem Neide, den einer gegen den Andern hat, wenn er ein Bißchen mehr hat oder es ihm auch nur an Aufwand zuvor thut. Wenn einer dem Andern in den Geldbeutel geſehen hat, ſo hat er ihn gewiſſer Maßen in ſeinem Negligé überraſcht, wo er ſich überzeugen kann, ob die Rolle, die er in der Welt ſpielt, einen reellen Grund hat, oder bloßer Wind iſt; er hat jetzt den räthſelhaften Knoten ſeines Lebens, der ihm vorher ein ſtörender dunkler Schmutzflecken in der Serviette war, womit er ſich den Mund abwiſcht, wenn er ihm nach dem guten Eſſen ſeiner Mitmenſchen wäßerig wird, auf die Urelemente ſeiner letzten Fäden reducirt, und wie ein ſchweres Rechnungsexempel zu ſeiner vollen Befriedigung aufgelöſt; denn er hat aus dem Beutel des Andern die Beruhigung geſchöpft, daß er Das auch kann, daß er eben ſoviel, wenigſtens nicht viel weniger hat. Und wenn er auch durch ſein ſorgfältiges Quellenſtudium das ſchmerzliche Reſultat herausgebracht hat, daß ſein Nachbar einen viel größeren Wechſel von Hauſe bezieht, ſo iſt er dennoch jetzt bei weitem beruhigter als vorher. In der genauen Kenntniß von dem Etat ſeines Vermögens hat er ihn gewiſſer Maßen in ſeiner Gewalt, hat er ſich gleichſam zu dem geheimen Controlleur ſeiner Ausgaben aufgeworfen, und iſt, wenn auch nicht ſein Mitgenießer, doch ſein — freilich nur höchſt

ſubtiler und ideller — Mitbeſitzer geworden. Uebrigens iſt dieſer letztere Fall eigentlich nur eine Ausnahme von der Regel, der wir daher gar keine beſondere Bedeutung einräumen dürfen. Das Maaß der Menſchentaration richtet ſich im Normalzuſtande nach den verſchiedenen Ständen und den verſchiedenen Graden der Armuth und des Reichthums, indem ſich der Arme nur wieder mit dem Armen, der Bemittelte mit den Bemittelten, der Reiche mit den Reichen vergleicht, ſo daß ſich die Differenz von Mehr und Weniger auf ein Minimum reducirt, der Tarator daher immer zur Belohnung für ſeine mathematiſchen Studien das freudige Bewußtſein mit nach Hauſe bringt: So viel hab' ich auch, ſo viel bin ich auch, und, wenn ihn der Andere auch an Aufwand überbietet, doch von der drückenden Laſt des Neides ſich dadurch völlig befreien kann, daß er genau bis auf die Minute den Zeitpunkt zu beſtimmen weiß, wo die Silberquelle zu fließen aufhört.

Meine Leſer werden mir daher vollkommen Glauben ſchenken, wenn ich ihnen ſage, daß die Welt faſt desperat darüber iſt, daß ſie die Reſſourſen noch nicht entdecken konnte, aus denen der Geiſt die Mittel zu ſeinen enormen Depenſen ſchöpft. Zwar hat ſie ſich zu verſchiedenen Malen, um ihre quaalvolle Neugierde zu beſchwichtigen, eingebildet, der Geiſt lebe, wie ein Tagelöhner, von der Händearbeit ſeiner fünf Sinne. Aber das wollte ihr eigentlich ſelbſt nie ſo recht zu Kopfe gehen. Da ſie ſelbſt ihr tägliches Brot allein von den fünf Sinnen bezieht, und auf dieſem Felde ganz zu Hauſe iſt, ſo mußte ſie bald auf die Conjektur gerathen, daß der Geiſt ein Particulier ſei, der wenigſtens' einen großen Theil ſeiner Auslagen aus ſeinem Privatvermögen beſtreite, eine Conjektur, in der ſie hauptſächlich durch den Umſtand beſtätigt wurde, daß ſie ſehr häufig unter den Münzen, die er ausgab, zu ihrem größten

Erſtaunen ſolche bemerkte, die aus einem ganz fremden, ihr völlig unbekannten Stoffe beſtänden, und mit ſolchen ſonderbaren hieroglyphiſchen Charakteren und Figuren bezeichnet waren, daß ſie, ihrer angeſtrengten diplomatiſchen, numismatiſchen und archäologiſchen Nachforſchungen ungeachtet, weder den Sinn, noch den Ort, noch die Zeit des Gepräges herausbringen konnte. Aber damit war ſie eben ſo weit, wie im Anfang. Die Frage: woher hat denn der Particulier ſein Vermögen? war nicht gelöſt. Es blieb ihr daher nichts übrig, als den Geiſt als einen Zauberer und Hexenmeiſter zu verketzern, wie ſie es einſt mit dem Pabſt Sylveſter II., Albertus Magnus, Roger Baco und andern machte, aus ſeinem vertrauten Umgange mit den Teufeln und Dämonen die Quelle ſeines Reichthums abzuleiten. Leider! konnte auch dadurch nicht ihre Neugierde und unüberwindliche Taxationsſucht in die Dauer befriedigt werden. In ihrem neuen Seelenjammer nimmt ſie darum jetzt zu folgendem Mittel ihre Zuflucht. Sobald ein Schriftſteller mit Ideen auftritt, vor deren furchtbaren Größe und Majeſtät der große Haufe in das zermalmende Bewußtſein ſeiner Nichtigkeit verſinkt, läuft ſie zu ſeinen ehemaligen Lehrern und Schulkameraden, ſogar, wenn ſie noch am Leben iſt, zu der Amme, die ihn als Wickelkind ſäugte, und bittet ſie dringend, ihr doch aus ihrer Noth zu helfen, und einige aufklärende Notizen über dieſen Menſchen zu ertheilen. Um von dem erdrückenden Gefühle ſeiner Superiorität loszukommen, leitet ſie dann ſeine Eigenſchaften aus dieſen zuſammengebettelten Notizen auf die nämliche komiſche Weiſe ab, wie Helvetius aus dem Umſtande, daß einſt ein kalekutiſcher Hahn Boileau in ſeiner Kindheit an einem empfindlichen Körpertheile verletzt habe, den Mangel an Gefühl, den er in ſeinen Gedichten findet, ſein Cölibat, die

Satyre gegen die Weiber und ſeine Abneigung gegen die Jeſuiten ableitet, weil dieſe die kalekutiſchen Hähne zuerſt nach Frankreich brachten. Wenn ſie alſo z. B. von einem großen Dichter erfahren hat, daß er bei der Verfaſſung ſeiner Gedichte Wein getrunken hat, weil nicht alle Dichter eine ſolche genügſame Natur haben, daß ſie ſich, wie Seume, bei Waſſer, Butterbrot und Kartoffeln in ihrer poetiſchen Begeiſterung erhalten können: ſo erkundigt ſie ſich, mit einer Rechentafel in der Hand, genau darnach, wie viel Wein, welche Sorten und von welchem Jahrgang er getrunken hat, klaſſificirt dann ſeine Werke nach den verſchiedenen Sorten und Jahrgängen und leitet auf ganz natürliche Weiſe die Stärke und das Feuer ſeiner Empfindung von dem ſtarken Wein ab, den der Dichter genoſſen. Freudetrunken frohlocket die Menge über dieſen Fund. Das Uebergewicht, das der große Geiſt ihr fühlen ließ, drückt ſie nicht mehr; ſie hat ein gemeinſchaftliches Maaß zwiſchen ſich und ihm gefunden; ſie ſagt entzückt zu ſich ſelbſt: Ha! das kann ich auch, ich darf nur brav Champagner und Burgunder trinken. Die Freude, den Geiſt wie eine ponderable Maſſe in einer Weinflaſche aufgefangen zu haben, währt jedoch auch nicht lange. Nur zu bald macht die Welt die höchſt unangenehme Erfahrung, daß unzählig Viele ſich mit Champagner und Burgunder benebeln dürfen, ohne dadurch auch nur den leiſeſten Anflug von Poeſie in den Kopf zu bekommen, und ſo mancher Dichter, der nie einen Tropfen Wein koſtete, eben ſo feurig ſang, als ein Anderer, der täglich die ſtärkſten Weine zu ſich nahm, und dieſe Erfahrung ſtürzt ſie ach! ſchonungslos in den Abgrund ihrer anfänglichen Troſtloſigkeit über ihre unbefriedigte Neugierde zurück. Sie kommt dem Geiſte nicht auf die Spur. Er bleibt ihr ein ewiger Dorn im Auge.

Wenn uns Jemand von einem Dritten eine eben nicht beſonders vortheilhafte Schilderung geben will, und dieſe mit ſolchen Zügen beginnt, aus denen wir, wie Cüvier aus einzelnen Knochen eines Thieres den Totalhabitus und Bau ſeines Körpers, von ſelbſt den ganzen Menſchen von Kopf bis zu Fuß conſtruiren können, ſo fahren wir ihm mit den Worten in die Rede: Seien Sie ſtill, es iſt genug, wir brauchen nichts weiter von ihm zu wiſſen. So bin ich überzeugt, daß auch viele meiner ſehr verehrten Leſer an den paar charakteriſtiſchen Strichen, mit denen ich eben den Geiſt an die ſchwarze Tafel flüchtig hingezeichnet habe, hinlänglich genug haben werden, um die zur Vervollſtändigung des Bildes noch fehlenden Stücke ſelbſt ergänzen zu können. Allein es iſt die leider! ſehr traurige Pflicht eines Docenten und Scribenten, ſich nach der Mehrzahl richten zu müſſen, und ich ſehe mich daher nolens volens genöthigt, die begonnene Schilderung des Geiſtes fortzuſetzen, und ſeine noch übrigen empfehlenden Qualitäten zugleich mit den entgegengeſetzten Eigenſchaften der Welt, durch welche ſie erſt zufolge dem logiſchen Grundſatze: Contraria juxta se posita magis elucescunt in ihr gehöriges Licht geſetzt werden, nach der Barometerſcala des untrüglichen EinmalEins aufzuzählen.

Der Geiſt iſt alſo, meine hochzuverehrenden Zuhörer, nicht nur, wie wir eben geſehen haben — ein warnendes Exempel! — ein Verſchwender ſonder Gleichen, ſondern auch pro quarto der in jeder Hinſicht exceſſivſte, tollſte, enthuſiaſtiſchſte, excentriſchſte und genialſte Kopf unter der Sonne; ſtets in Extaſe, d. h. von Sinnen, wie Sokrates es nur zu Zeiten war; immer oben n'aus, ohne Gränzen, Maaß und Ziel; eine wahre Queckſilbernatur; ſein ganzes Leben ein ununterbrochner reißender Gedankenſtrom. Das Waſſer der Welt dagegen fließt ſo träge,

daß man nicht weiß, ob es vorwärts oder rückwärts geht, daß man vor Langeweile ſterben müſte, wenn man einzig und allein an den Anblick dieſes Schneckenlaufes gebunden wäre, daß ſelbſt die gründlicheren Naturforſcher darüber noch nicht ganz im Reinen ſind, ob es ein ſtehendes oder fließendes iſt. Denn das Bewegende iſt der Gedanke; aber die Welt iſt phlegmatiſch im höchſten Grade, begreift ſo außerordentlich ſchwer, wie ein Böotier, iſt ſo wenig zum Denken organiſirt und disponirt, daß ſie, wie der berühmte Arzt Boerhave, ſechs Wochen lang keinen Schlaf hat, wenn ſie einmal über eine Materie ernſtlich nachdenkt, daß ein neuer Gedanke ihr den Kopf ſo heiß und rotb macht, wie den Kamm eines kalekutiſchen Hahns, wenn er zum Zorne gereizt wird, daß ihr das Blut nur ſo in Strömen zur Naſe herausfließt, wie es bei einem Gelehrten in Boulogne der Fall war, der, wenn er Morgens im Bette meditirte, heftiges Naſenbluten bekam. Oft erſt nach einem Zeitraum von Jahrhunderten, wo ſchon längſt der Stern aus dem Geſichtskreis ihres Daſeins verſchwunden iſt, berühren ſeine Lichtſtrahlen ihr blödes Auge.

Es iſt darum ſehr natürlich, daß ſich der Geiſt in die Schranken ihrer Bornirtheit, die ſie, um ihr eignes Elend ſich zu verhehlen, die Schranken der nüchternen Vernunft nennt, ein für alle Mal nicht fügen und ſchmiegen kann. Ihm iſt im eigentlichen Sinne die Welt zu enge; ſein ungenügſames Weſen kann mit ſeinen die Unendlichkeit umfaſſenden Wurzeln nicht da Fuß faſſen, wo nur für Korn, Kartoffel und weiße Rüben hinreichender Boden iſt. Es geht ihm, wie dem Carteſius, der mit jener Unentſchiedenheit, die nicht ein Zeichen von Charakterloſigkeit, ſondern im Gegentheil von innerer ſich ſelbſt genügender Lebens-Kraft und Fülle iſt, das ganze Gebiet der Welt in Gedanken und in der Wirklichkeit durchſchweifend, ſo ſehr er ſich

auch darüber hin und herbesann, doch für keine bestimmte Lebenssphäre sich entscheiden konnte, sondern freiwillig sich aus seinem Vaterlande verbannend, um allen Verband sogar mit Freunden und Verwandten aufzuheben, nur den Wissenschaften lebte; es geht ihm wie dem Abbe Prevost, dem Verfasser des trefflichen Romans: Manon Lescaut, der von einer Woge des Lebens zur andern geschaukelt, erst Jesuit, hierauf Soldat, dann wieder Jesuit und wieder Soldat, auch nach diesem mehrmaligen Wechsel seines Standes, nochmals neuen Fluthen der Unbeständigkeit sich überlassend, erst in der geistigen Thätigkeit der Schriftstellerei seine Ruhestätte fand, wo er vorzüglich die Leidenschaften, deren Macht er selbst im Leben erfahren hatte, zum Gegenstande seiner Reflexionen und Darstellungen machte; wie dem originellen Chladni, dessen „größter Wunsch, nach welchem sich alle andere Wünsche bequemen mußten, war, ein freier Weltbürger zu sein, und als solcher, ohne durch Verpflichtungen an einen Staat, an ein Amt, an eine Familie, an einen Freund gebunden zu seyn, ein freies, sorgenloses Leben zu führen." Macht auch gleich der Geist, weil er eben wegen seiner Genialität nichts weniger als ein Stubenhocker und Philister ist, die gemeinen Strapazen und Feldzüge des Lebens mit, so tritt er doch nie in förmlichen Dienst bei der Welt; er engagirt sich nur als Volontär, wie einst Cartesius bei den Holländern, den Bayern und Oesterreichern ohne Sold freiwillig Dienste nahm und mit ihnen in den Krieg zog, nicht um selbst als Schauspieler auf dem Theater der Welt aufzutreten — was er übrigens, im Vorbeigehen sei es gesagt, unbeschadet seiner philosophischen Würde recht gut hätte thun können, da selbst Louis XIV, den Frankreich als seinen größten König feiert, in den Komödien Moliere's als Ballettänzer auf dem Theater

mitſpielte — ſondern nur, um mit der Theilnahme des perſönlich gegenwärtigen Zuſchauers die Komödie des Lebens von Anfang bis zu Ende durch alle Akte hindurch mitzumachen.

Wahr iſt es allerdings — wer es mit Stillſchweigen übergehen wollte, würde an ſeiner Wahrhaftigkeit, der erſten Tugend des Schriftſtellers gegründeten Zweifel erregen — wahr iſt es, ſage ich, daß ihrerſeits die Welt, aus weislichen jedoch auf flacher Hand liegenden Gründen, ſich alle erdenkliche Mühe giebt, den Geiſt irgendwo und wie unterzubringen, und an einen beſtimmten Geſchäftszweig zu gewöhnen, weil er ihr wider Willen doch immer einiger Maßen imponirt, und ſie ſchon durch ſein bloßes Daſein in manche nicht geringe Verlegenheit ſetzt. Aber ſie offerirt ihm nur zu ſeinem Wirkungskreiſe ein ganz kleines, kleines Plätzchen, wo ſie ihn ſo recht controlliren, bei jeder Gelegenheit ihm auf die Finger klopfen kann, aus Beſorgniß, er möchte in einer größern Wirkungsſphäre Gelegenheit haben, zum größten Nachtheile ſeiner Amtskollegen ſeine Weisheit auszukramen und ſeine Talente geltend zu machen, und ſtellt ihm ſelbſt in dieſem kleinen Plätzchen, wenn er anders geneigt iſt, es anzunehmen, nur proviſoriſch an, ohne einen feſten Kontrakt mit ihm abzuſchließen, ähnlich dem indianiſchen Stamm der Kridks, der ſeine Ehen vorläufig immer nur auf ein Jahr abſchließt. Wie ſich der Geiſt nicht an die Welt binden kann und will, ſo will umgekehrt die Welt, als wollte ſie Gleiches mit Gleichem vergelten, ſich nicht an den Geiſt binden. Sie hat es in jeder Beziehung von jeher gethan und bewieſen. So hat auch unſre deutſche Nation ihre großen Klaſſiker nur proviſoriſch als ihre Lehrer angeſtellt; bereits ſind ſie ſchon wieder abgeſetzt. Wie viele indianiſche Stämme, wenn ſie gleich die Vorſtellung eines höchſten Weſens haben, das ſie den großen Geiſt oder den großen Herrn des

Lebens nennen, doch diesem höchsten Wesen ein so kleines untergeordnetes Pöstchen einräumen, daß sie noch den größten Spielraum zu dem albernsten Fetischdienst haben: so lesen zwar die guten Deutschen noch ihre Klassiker, nennen sie auch wohl in ihrer Einfalt und Redlichkeit ihre größten Geister, räumen ihnen aber ach! so ein winziges Fleckchen zu ihrer Wirkungssphäre ein, daß sie noch unbeschränkten Raum haben, um mit Gespenstern und Fetischen aller Art die einflußreichsten Stellen zu besetzen, opfern, wie die Juden, nachdem ihnen schon Jehovah erschienen, noch goldnen Kälbern. Alle Sonntage gehen wohl einmal die guten Deutschen bei ihren großen Geistern in die Kirche und lassen sich was Schönes vorpredigen, aber die Meisten haben während der Predigt ganz andere Dinge im Kopfe, und wenn sie auch einmal eine Zeit lang dem Prediger Gehör und Beifall schenken, so entschädigen sie sich durch die darauffolgenden sechs Wochentage. Wie viele wilde Völker erweisen sie nur den niedern, nicht den höhern Gottheiten, nur den bösen, nicht den guten Geistern Verehrung.

Seien wir aber deßwegen nicht ungerecht gegen die Welt! Sie kann nicht anders. Je mehr Spielraum der Geist zur Entfaltung und Bethätigung seiner Wunderkräfte bekäme, desto mehr festes Land würde er mit der gewaltigen Fluth seiner Fülle hinwegspülen, und so den Boden beträchtlich vermindern, auf dem die große Masse die Subsistenzmittel ihrer Existenz gewinnt, und eben die große Menge hat die Welt zu versorgen. Darum kommen so selten große Geister. Wären sie häufiger, so kämen Unzählige um den einzigen Halt ihres Lebens — die Brauchbarkeit und Nothwendigkeit ihrer Existenz, da eine große Masse von Menschen mit Weib und Kind mehrere Jahre lang von dem ganz anständig leben kann, was in Einem Abend ein einziger großer Geist aufarbeitet. Erkennen wir

hierin vielmehr die tiefe Weisheit, die die Welt regiert, und der sie pariren muß, sie mag wollen oder nicht. Es liegt offenbar in ihrem Plan, so viel als möglich Wesen nicht nur zum Dasein, sondern auch — was eigentlich eins ist — zu den Genüßen und Freuden des Daseins zuzulassen. Die Freude am Dasein liegt aber allein in dem Bewußtsein von dem Werthe des Daseins. Die Kräfte und folglich die Arbeiten sind deßhalb in der Welt so zertheilt und vervielfältigt, daß um so mehr Menschen das Bewußtsein von ihrem Werthe, ihrer Wichtigkeit und Nüzlichkeit haben; je kleiner die Portionen, deste größer die Zahl der Genießenden. Mit Recht wurden von jeher die großen Geister von dem Haufen beneidet, geschmäht, verläumdet, verfolgt; denn er wußte nur zu gut, daß sie seine Freuden- und Ruheſtörer sind, sein Dasein beeinträchtigen und selbst gefährden. Unglück war daher auch das Antheil fast aller großen Männer, nur mit dem Bewußtsein ihrer Größe entschädigte sie die göttliche Weisheit für die erlittene Schmach und den Verlust irdischer Güter, denn sie bestimmte sie eigentlich nur dazu, den Haufen zu stimuliren, daß er alle seine vereinzelten Kräfte zusammenrafft und verbindet, um die lästige und kostspielige Erscheinung eines neuen großen Geistes zu verhüten. Das geniale Wesen des Geistes paßt eben einmal durchaus nicht in die Welt. Sichselbstfühlend, glücklich und zufrieden ist der Mensch nur, so lange er nicht an seine eignen Schranken erinnert wird, und eben diese sind es, die er an seinem Gegensatze, der Genialität des Geistes, zu seinem größten Leidwesen zu Gesichte bekommt.

Ach! wenn der Geist nichts weiter als ein genialer Kopf wäre! das ginge noch hin. Aber leider! ist er auch ein wahrer Sonderling, voller Eigenheiten und Capricen. Ich sage leider! weil die Welt bei Weitem weniger an seinen Genialitäten,

als an seinen Eigenheiten Anstoß nimmt, indem sie viel greller der Menge in die Augen stechen. Denn in der Welt will Jeder in dem Andern nur sich selbst im Spiegel sehen. Ein Mensch der nicht so denkt und lebt, wie die Andern, ist ihnen so empfindlich, wie einem Priscian die Ohrfeige, die ihm in der Lebhaftigkeit seines Geistes ein Schulknabe giebt. Wie ein auch durch jahrelange Uebung eingeschoßner Kanzelredner in seiner Predigt stecken bleibt, wenn etwas Außergewöhnliches in der Kirche, etwa eine auffallende Persönlichkeit, dergleichen er noch nie gesehen, plötzlich seine Augen frappirt: so werden die Menschen durch den Anblick eines solchen Nicht-conformisten aus dem wohl entworfnen Concept ihres Kopfes gebracht; sie verlieren gleichsam den sichern Leitfaden ihres Lebens aus der Hand und ärgern sich daher über ihn, wie die Schulknaben über die Ausnahmen von der Regel, die ihnen die Erlernung der Grammatik so sauer machen. In der Welt richtet darum jeder seine Taschenuhr nach der Stadtuhr. Und wenn gleich vielleicht sein kleines Taschenührchen richtiger geht und mehr mit dem Laufe der Sonne übereinstimmt, als die große Stadtuhr: es hilft nichts, wenn es draußen zwölf Uhr schlägt, so muß es auch auf der Sackuhr seines Geistes auf die Minute Zwölfe seyn, damit er in demselben Momente, wo die Andern Mittag machen, zugleich auch schon seinen Löffel zwischen den Zähnen hat, auf daß er ja recht genau den Takt mit den Andern einhält, selbst sein Puls, wo möglich, nicht schneller und langsamer geht, als der übrige. Und wenn auch in der Stadt, worin er lebt, es mehrere öffentliche Uhren giebt, und diese, was meistens der Fall ist, nicht mit einander übereinstimmen, so daß man nicht weiß, nach welcher man seine Taschenuhr stellen soll, eher als er es sich selbst recht macht und Gefahr läuft, für eine Ausnahme von der Regel zu gelten, macht er es lieber wie jener Bauer, der aus Aerger, daß er es Keinem

recht machen konnte, seinen Esel in den Bach warf. Ja wenn ihm sein eigner Leibarzt dringend anempfiehlt, zur Stärkung und Belebung seiner schwachen Nerven täglich einen Schoppen Wein mehr zu trinken, als seine Tischgenossen, so getraut er es sich doch nicht zu thun, aus Rücksicht vor dem: was werden wohl die Leute davon sagen? wenn nicht ein Anderer, der beherzter als er ist, zugleich aber natürlich ein Mann von vieler Autorität sein muß, damit er ohne Scheu sich auf sein Beispiel berufen kann, ihm einen Schoppen Wein vortrinkt. Mancher wäre ein Talent, wenn er den Muth hätte, eines zu sein, wenn er nicht erst warten wollte, bis ihm ein öffentliches Patent über die Ausübung seines Talentes ausgefertigt würde. Aber ehe er auch nur einen Sechser ausgiebt, dreht er ihn dreimal bedächtlich herum und besieht ihn oben und unten, ob er auch gerade so wie die gangbaren Sechser aussieht, aus Besorgniß, er möchte gar für einen Falschmünzer gehalten werden, wenn er andre als schon gebrauchte Münzen ausgiebt. Und so kommt denn richtig der arme Teufel um sein bestes Gut, sein Talent; denn was man zu lange für sich selbst behält, das gehört einem zuletzt selber nicht mehr an, und eben das Talent gehört in die Klasse von den Gütern, deren Besitz und Gebrauch unzertrennlich sind.

Wie ganz anders macht es dagegen der Geist! Frei und sorgenlos wandelt er seinen Weg, nur der untrüglichen Wünschelruthe seines Genius folgend, die ihm selbst noch unter dem Boden, über den der Haufe, nicht ahnend, welche Schätze er birgt, blindlings dahintappt, Quellen des ewigen Lebens finden läßt. Er geht heute gerade und morgen krumm, wie's ihm eben gut dünkt, nie der großen Landstraße nach, auf der die Menge in enggeschlossnen Reihen dahermarschirt, damit ja Jeder immer in die Fußstarfen seiner Vorgänger tritt, und, mit genauen Postcharten in der Hand, nur mit gespannter Aufmerksamkeit

das ungeduldig erwartete Ziel, die sichere Herberge verfolgend, nicht einmal, um keine Zeit zu verlieren, einen Blick auf die herrlichen Naturschönheiten wirft, die stets abseits der Heerstraße liegen. Er folgt nur dem schönen Laufe des Stromes seiner unerschöpflichen inneren Lebensfülle, o welche wundervolle Aussichten eröffnen sich hier seinen wonnetrunknen Blicken! Jede neue Windung des Stromes bringt ihm eine neue in sich vollendete Welt zur Anschauung, von der er sich nicht losreißen kann. Er möchte eine Ewigkeit hier weilen; er glaubt hier auf dem höchsten Gipfel zu sein, wo er das Schönste und Herrlichste, das es nur immer geben kann, bereits genossen hat, den Becher der Unendlichkeit bis auf den letzen Tropfen ausgeleert zu haben, ein Glaube, in dem er sich auch wohl schwerlich, wenigstens in Bezug auf sich selbst, getäuscht hat. Während er daher noch draußen im Genuße der herrlichen Natur, die ihm alles vergeßen läßt, ohne Dach und Fach herumschweift, sitzen seine Kameraden schon längst geborgen im Quartier, und beleben ihre langweiligen Gespräche einzig durch die boshaften Stoßen, die sie über sein langes Ausbleiben machen. Wenn dann Einige, die, ob sie es gleich mit der Maße halten, doch noch ein besonderes Interesse an dem Schicksal des Geistes nehmen, ihre Unruhe über seine lange Abwesenheit laut werden laßen, so erheben sich sogleich andere sie überbietende Stimmen aus der Mitte des Volks heraus, die sie mit den Worten zurechtweisen: „Er ist selbst Schuld daran, wenn ihn die Wölfe und Bären unterwegs zerreißen. Warum hält er sich nicht mit uns? Laßt ihn in Gottes Namen laufen. An ihm ist Hopfen und Malz verloren. Er war von jeher ein ganz verrückter Kerl. Und wenn ihr's noch nicht glauben wollt, so habt ihr hier die schlagendsten Beweise von seiner Verrücktheit. Er hat nie mit uns zur rechten Zeit

gegeſſen, ſondern, ohne ſich an eine beſtimmte Stunde zu binden, wenn's ihm eben gerade genehm war, wie jener leipziger Magiſter, Namens Leibnitz, von dem ihr vielleicht ſchon gehört haben werdet; oft iſt er gar nicht einmal, wie ein andrer ordentlicher Menſch ins Bett gekommen, ſondern gerade zu auf ſeinen Arbeitsſeſſel mit der Feder in der Hand eingeſchlafen, um ſo viel als möglich ohne Abſatz ſeinen Grillen Audienz geben zu können, wie eben dieſer Magiſter, der — um euch gleich dieſen Umſtand zu erzählen, damit ihr daraus um ſo beſſer ſeine Verrücktheit bemeſſen könnt — ſelbſt in den letzten Momenten des Lebens, wo ein ehrlicher Chriſt an ganz andere Dinge denkt, noch darüber mit ſeinem Medico parlirte, wie der Herr von Furtembach die Hälfte eines eiſernen Nagels in Gold verwandelte, und, als er ſchon mit dem Tode rang, noch Schreibmaterialien verlangte, und wie er nicht mehr erkennen konnte, was er darauf geſchrieben, das Blättchen Papier zerriß, die Schlafmütze über das Geſicht hereinzog, ſich zur Ruhe legte und verſchied, als wäre er trotzig darüber, daß er nicht mehr leſen könne, als wäre das Punctum satis des Lebens eingetreten, wenn man nicht mehr das Tüpfelchen auf dem i und kein Komma von einem Semikolon unterſcheiden könne. Oft iſt er wie jener — Gott ſei bei mir! O ihr Patres sancti, ihr Cyrille, Auguſtine und Hieronymuße, ihr Simones Stylitä alter und neurer Zeit, ihr Heiligen ſammt und ſonders ſteht meiner Seele bei, wenn ich ſeinen Namen ausſpreche — jener Spinoza, dieſer verdammte Ketzer — nun der liebe Gott hat ihn aber auch dafür ſchon im Voraus, zum warnenden Exempel, gezeichnet und gezüchtigt, indem er ihn in dem von ihm verſtoßnen Judenvolk geboren werden ließ — ſeht! das ſind die ſaubern Modelle, nach denen er ſich richtet — Monate lang nicht aus ſeiner Studierkammer gekommen, wie ein Duckmäuſer, als hätt' er was Böſes im

Sinne und auf dem Gewissen. Oft hat er, während unser eins Plaisir und Arbeit in den gehörigen Portionen unter einander mengt, täglich nach gethaner Arbeit zur gehörigen Zeit ins Wirthshaus geht, wie's seit undenklichen Zeiten unsrer frommen Väter Brauch war, oft, sage ich, hat er, wie jener luftige Französische Gentil-homme Descartes, mit dem's auch nie justement im Kopfe war — was ihr schon daraus sehen könnt, daß er in seiner Philosophia prima — o der Hochmuthsspinsel! — dem Herrgott ins Handwerk pfuschen wollte — ein ganzes Jahr über nichts gethan, als den Cavalier gespielt, mit den Damen geschäkert, die Spielhäuser, den Tanz- und Fechtboden besucht, dann aber wieder plötzlich bei Nacht und Nebel sich aus dem Staube gemacht, in die schauerlichste Einsamkeit zurückgezogen und Jahre lang blos über den Büchern gelegen; mich nimmt's Wunder, daß er darum nicht auch schon längst so ein saubres Ende genommen hat, wie jener Italiener — Flamminius schrieb sich, glaub' ich, der närrische Kautz, — der auch so einen widernatürlichen Hang zur Einsamkeit hatte, von jeher ein Zeichen böser oder irrer Gemüther, daß er mit keinem Menschenkinde umging, nie Jemanden zum Essen einlud, noch sich je invitiren ließ, nicht einmal einen Diener oder eine Magd um sich duldete, aber dafür auch — o nehmt euch ein Exempel daran, ihr hochfahrende Gelehrte, die ihr den göttlichen Funken des süßen Geselligkeitstriebes entweder gänzlich in euch ersticken oder nur zu dem schändlichen Gebrauch bewahren wollt, um an ihm eure öhltriefigen Lampen zum Behufe eurer übernächtigen Kopfarbeiten anzünden zu können — zur gerechten Strafe, ohne Mitwissen seiner Freund- und Nachbarschaft, ja ohne den Beistand der Geistlichkeit zwischen seinen auf dem Boden herumliegenden Büchern seinen misanthropischen Geist aufgab. Oft hat er sich gar, wie der alte Heidendichter

Euripides, der's mit seinen Gottlosigkeiten und Freigeisterein selbst den Heiden oft zu bunt machte, in einer finstern Spelunke verborgen, um seinen melancholischen, lichtscheuen Gedanken um so ungestörter Raum geben zu können, dann aber hat er wieder, der Tollkopf! — ihr dürft mirs glauben, ich hab's vom Montaigne — zu Zeiten einen solchen Spektakel sich in seinem Hause machen lassen, daß man hätte meinen sollen, es wären alle Teufel bei ihm los und beisammen, und warum? weil er die Narrheit hatte, sich einzubilden, die Seele zöge sich, wie ein Dachs bei dem Geklapper eines Treibjägers, bei diesem äußern Tumult in ihren eignen Bau zurück. Ferner hat er mit dem saudern Franzos, von dem ich euch eben gesprochen, auch die sinnlose Caprice schon von Jugend auf gemein gehabt, daß er fast bis zur Mittagsstunde hin, wo wir andern schon längst das Frühstück und Zehnuhrbrot durchgeschwitzt hatten und nicht erwarten konnten, bis der Tisch gedeckt war, in seinem Bette — o menschlicher Aberwitz, wie hast du von jeher die Ordnung der Dinge verkehrt! — liegen blieb, weil er, der Schwachkopf! die fixe Idee hatte, er könne in dieser Lage am besten simuliren, daher er uns, wenn wir ihn wegen seiner Narrheit auslachten, auf die Autorität eines gewissen Lichtenbergs verwies, der auch schon eine ähnliche Erfahrung, wie er, müsse gemacht haben, weil er sage: „Es sei ganz gewiß, daß einem bisweilen ein Gedanke gefalle, wenn man liege, der einem nicht mehr gefalle, wenn man stehe." Endlich hat er sich oft wider alles Dekorum, wider alle Regeln des gesunden Menschenverstandes, zum Skandale aller wohlgesitteten Leute, zum Hohne der aufrechtstehenden Gestalt, die von jeher als das einzige specifische Unterscheidungsmerkmal zwischen Humanität und Brutalität angesehen wurde, wie eine Bestie, auf den Bauch gestreckter Länge zwischen seinen Büchern auf

den Boden hingelegt, und in dieser menschenschändenden vernunftempörenden, dem Erdboden gleichen Lage studirt, wie ein gewisser Cujaccius und jener italienische Narr, von dessen schauderhaftem Wandel und Ende ich euch oben erzählt habe. Ja! er hat sogar — das fällt mir gerade noch zur rechten Zeit ein. O menschliche Schwachheit! warum kommt denn bei dir immer das Beste zu allerletzt? O ihr Philosophen, ihr Hochmuthsnarren erkennet daran, was es für ein armseliges Ding um eure Vernunft ist! — paßt auf! das ist die Summa Summarum aller seiner Narrenstreiche — er hat sogar, wie Cervantes, immer den einen Hosenknopf offen gehabt. Ihr seht daraus zur Genüge, meine lieben Brüder, daß der Kerl nicht recht bei Vernunft ist, und froh sein darf, daß wir ihn noch im Freien herumlaufen lassen, und nicht längst schon der Sanitätspolicei des gemeinen Menschenverstandes ausgeliefert haben, um ihn in einem Irrenhause einzusperren." Allein der Geist, ob er wohl eben so gut, wie wir hier, weiß, wie die Kameraden über ihn räsonniren und sich lustig machen, läßt sich dadurch nicht irre machen. Er setzt con amore seine Lustreise fort, bald verloren in bewundernde Anschauung der Natur, bald frohe Lieder aus voller Brust singend, die er aber Notaben nicht von Andern gelernt, sondern selbst verfertigt hat, bald in Epigrammen über die Welt und ihr Getreide scherzend bald versunken in philosophische Betrachtungen, bald — was jedoch sehr selten ist — im Discurse mit seinen Brüdern begriffen, die er also in Gedanken anredet: „Ihr glaubt euren Lebenszweck erreicht zu haben, wenn ihr nur am Ziele eurer Marschroute seid und hier im Trocknen sitzt. Ihr seid so rob, daß ihr gleich den Türken nicht begreifen könnt, wie man auch zu seinem Vergnügen reisen kann, und den einen Sonderling nennt, der eine Zureise nach Syrakus macht, und sie einen

Spaziergang nennt, daß ihr es für Lebensklugheit haltet, auf Kosten eurer Augen und Lungen, mit denen ihr, wenn ihr ankommt, nicht mehr freien Athem schöpfen könnt, auf euer Ziel zuzurennen. Ihr Thoren! die höhern Güter den niedern opfern, über der fixen Idee eines Zielpunktes die herrlichsten Naturgenüsse verabsäumen, nennt ihr Lebensklugheit, nennt ihr gesunde Vernunft. Die Entfaltung des eignen Wesens ist der Zweck des Lebens. Denkt nicht, daß der nicht auch Andern lebt, der wahrhaft für sich selbst lebt. Laßt den Baum nur Wurzeln fassen, ohne darnach zu fragen, ob es dem umstehenden Gestrüppe wohl auch recht ist, daß er sich so breit macht, räumt nur weg, was seinem Wachsthum im Wege steht: die Früchte kommen schon von selbst, und nach Jahrhunderten noch wird er den müden Wanderer mit seinem Schatten erquicken. Spät, vielleicht nie komme ich zwar an das Ziel, wo ihr schon längst in dulci jubilo sitzt. Aber ich bin dafür bei jedem Schritte an meinem Ziele, in jedem Momente meiner Wanderung eben so lebensfroh, als lebenssatt; denn was habe ich nicht schon Alles unterwegs gesehen und genossen?"

Vor Allem muß ich mich jetzt bei meinen nach Standesgebühr geehrten und gelehrten Lesegästen, die bis hieher mir zu folgen die Geduld hatten, höflichst entschuldigen, daß ich sie so sehr in der Irre und Breite herumgeführt habe, daß ich mich selbst nicht mehr recht zu orientiren weiß, und die Numero aus dem Kopfe verloren habe, bei der ich zuletzt stehen geblieben bin. Denn, um es nur offen zu gestehen, ich hätte sie auf einem viel bequemeren Wege auf den Standpunkt führen können, wo wir gegenwärtig sind. Statt eine langweilige detaillirte Description von dem Charakter des Geistes zu geben, hätte ich ihnen nur einen gewissen Namen nennen dürfen. Denn, wenngleich wohl die meisten von dem Wesen, das er bezeichnet, gar nichts

weiter wissen, als eben nur den Namen, so thut das doch gar nichts zur Sache; er würde doch allein hingereicht haben, ihnen die befriedigendste Einsicht zu verschaffen. So wird, wenn wir von einem hohen Berge entfernte, kaum mehr bemerkbare Ortschaften erblicken, allein schon durch den Namen des Orts, den uns der Führer sagt, unsere topographische Wißbegierde dergestalt befriedigt, daß wir ihm sogleich den Rücken kehren, um uns wieder wo andershin zu wenden, und dann selbst, wenn wir nur einiger Maßen, was fast ohne Ausnahme der Fall ist, zur Aufschneiderei in dergleichen Dingen Anlage haben, uns kein Gewissen daraus machen, auf die Frage: „Sind Sie dort gewesen?" die zweideutige Antwort zu geben: „Wir haben den Ort gesehen, wir kennen ihn recht gut," ob wir ihn gleich nur aus der weitesten Entfernung ganz in Nebel gehüllt erblickten. Meine Leser werden von selbst den Namen errathen, den ich meine, das weiß ich im Voraus. Ich darf ihnen nur sagen: es ist der Name, bei dessen Schall schon allein das Trommelfell ihrer schwachen Ohren auf eine so höchst empfindliche Weise erschüttert wird, daß sie, bei ihrem ohnedem zur Epilepsie geneigtem Herzen, wie gewisse Thiere bei manchen Tonarten, die heftigsten Convulsionen bekommen; der Name, der nichts anders ist als der präcise Ausdruck ihrer eignen Unwissenheit, der auf's Haar gerade nur Das bezeichnet, was sie nicht kennen und verstehen, der nur der gehäufte Packesel ist, dem sie die große Last ihrer eignen Dummheiten, ihrer selbstbegangnen Todsünden, ihrer Sünden gegen den heiligen Geist aufbürden, um durch diesen glücklichen Selbstbetrug sich der sauern Pflicht und Mühe zu überheben, von seinem Gegenstande Kenntniß zu nehmen. Nun warum zögern Sie? Sie haben ihn gewiß schon auf der Zunge. „Philosophie in abstracto, Philosoph in concreto." Bravo! Ganz

vortrefflich! das nenne ich Urtheilskraft, denn der Gegenſtand, von dem Sie nichts kennen und wiſſen wollen, auch nichts zu wiſſen brauchen, als den Namen, iſt einzig die Philoſophie. Habe ich alſo gelegen, wenn ich ſagte, ich wüßte noch einen viel näheren und bequemeren Weg? Mit dem Worte: Philoſophie haben wir dem Geiſt jetzt Daumenſchrauben angelegt; er kann uns nicht mehr entwiſchen; wir haben ihn beim Fittig, ſo daß wir ihn, ohne zu fürchten, einen Biß zu bekommen, wie einen todten Fuchſen herumſchütteln können. Das Wort: Philoſoph iſt der Hebel, mit dem wir den Stein des Anſtoßes, der bisher mit Zentnergewicht auf uns drückte, mit leichter Mühe hinweg heben, der Meſſias, der uns von jener Seelenqual erlöſt, die wir empfinden, wenn wir ein Kind beim rechten Namen nennen wollen, und dieſen doch nicht finden, das Fac Totum, mit dem wir allein mehr ausrichten, als mit hundert andern Prädikaten, die alle nur untergeordnete Helfershelfer ſind, das ſpezifiſche Mittel, mit dem wir alle noch allenfalls in uns zurückgebliebne Galle gegen den Geiſt vollends ausſchütten können, der Terminus technicus, die logiſche Kategorie, mit welcher wir alle bisher mühſam einzeln aufgezählten Eigenſchaften glücklich unter einen Hut bringen, endlich — nur noch ein Bild! der Gegenſtand iſt zu wichtig; wir ſind hier an der Löſung des tragiſchen Knotens — die ſalzwaſſerreiche Thränendrüſe, aus der wir allen unſern Herzensjammer über das Unheil, welches der Geiſt von jeher in der Welt anrichtete, mit einem Drucker auspreſſen können. Der Geiſt iſt ein Philoſoph: damit iſt das Räthſel gelöſt. Was iſt aber denn eigentlich ein Philoſoph? Ein Philoſoph? Ha! ein Philoſoph — o daß ich doch gleich alle miteinander mit der Blauſaure meines Ingrimms von der Erde tilgen könnte! — iſt der Diable boiteux von Le Sage,

der seinen Schüler auf die höchsten Gipfel der Menschenwohnungen führt, von hier aus mit ihm den Leuten in die Fenster guckt, ohne daß sie es merken und wünschen, sie in ihren geheimsten Verrichtungen, in ihren skandalösesten Situationen ihm zeigt, und an dem erbaulichen Beispiel einer alten Dame, die mit den Blendwerken ihrer falschen Schönheit Jünglinge, ja selbst Männer in die Garne ihrer Liebesintriguen zieht, und die er eben in dem rührenden Momente überrascht, wo sie ihre Siegesinstrumente, ihre weißen Zähne, ihre üppigen Locken und die weitern verführerischen Et caetera ihres Körpers auf ihr Nachttischchen hinlegt, die Illusionen der Welt vor seinen Augen verschwinden läßt. Ein Philosoph ist ein unverschämter Mensch, denn er drängt sich mit Gewalt durch die Menge durch, um überall den ersten Platz zu bekommen, und setzt sich nicht innen hinein in den Omnibus-Wagen des Lebens, sondern vornen hinaus auf das Cabriolet oder gar, wenn keins da ist, auf den Kutschenbock, um immer freie Luft zu schöpfen, Alles besser überschauen zu können, und was da kommt, immer gleich aus der ersten Hand zu haben, und wenn er sich auch einmal eine Zeit lang in den Menageriekasten hinein setzt, so macht er den Spion, ohne ein Wort mit den Leuten zu sprechen, und stört so schon durch seine bloße Gegenwart die lustige Reisegesellschaft in dem harmlosen Vergnügen ihres gedankenlosen Geplauders, und wenn er ja einmal den Mund aufthut, so sprengt er sie mit seinen kurzen Paradoxen wie eine Heerde unschuldiger Schaafe aus einander, wenn Wölfe unter sie gerathen. Ein Philosoph ist ein schändlicher Mensch; ein Don Juan, ein Dr. Faust sind noch wahre Engelskinder gegen ihn; die Welt wäre heute noch so lammfromm, so unwissend, so unschuldig, wie ein Kind, hätte er sie nicht mit der dialektischen Verschmitztheit seines mephistopheleischen Verstandes zu Fall gebracht. O die goldne

Zeit, wo noch auf Scheiterhaufen die Ketzer und Philoſophen, als einzige lucida intervalla in der Nacht der Unwiſſenheit, als ſchöne Weihnachtskerzchen zur Erbauung und Beluſtigung der unſchuldigen Gemüther der damaligen Menſchheit emporloderten, ſie wurde uns nur durch die verdammten Philoſophen — wir wollen zu Gott hoffen auf nicht lange Zeit — entriſſen. Ein Philoſoph iſt ein ganz frivoler Menſch, die Quinteſſenz aus Voltäre und Lucian, denn, wenn die Welt die lateiniſchen Exercitia und deutſchen Aufſätze, die ſie noch auf der Schule verfertigte, und allerdings für ihre Zeit die Note: Perquam bene verdienten, auch noch in den reiferen Jahren in der Taſche mit ſich herumſchleppt, und bei jeder Gelegenheit vor ſich ſelbſt bewundernder Eitelkeit hineinblickt, um über den Dokumenten ihrer Fähigkeiten die ſchwere Aufgabe ihrer Ausbildung und Verwirklichung, über ihrer ehmaligen Vernunft ihre gegenwärtige zu vergeſſen, ſo wirft ſie dagegen der frivole Philoſoph, der die Würdigkeit der Exiſtenz nur nach dem innern Werth und Gehalt bemißt, und ſich auf ſeine gegenwärtige Productivkraft allein ſtützt, ſchonungslos in das Feuer und ſieht mit einer wahrhaft diaboliſchen Seligkeit zu, wie die theuern Andenken ein Raub der verzehrenden Flammen werden. Kurz ein Philoſoph iſt ein Menſch, der eben durchaus nicht in unſeren Kram paßt.

Können uns alſo die Abentheuer und Fata, die von jeher der Geiſt zu beſtehen hatte, noch in Verwunderung ſetzen? Kann es uns wundern, daß ein Jordan Bruno und ein Vanini auf dem Scheiterhaufen endeten? daß einſt der Biſchof Virgilius, weil er Antipoden ſtatuirte, von Bonifacius als ein Zerſtörer der Religion verklagt und von dem Papſte mit dem Bannſtrahl bedroht wurde? daß Galilei in Ketten geworfen wurde, weil er den Glauben an die

Unbeweglichkeit des Erdballs umstieß? daß Harvey wegen seiner Entdeckung der Circulation des Bluts sich vor Gericht sogar vertheidigen mußte? daß Baltasar Bekker, weil er „dem Teufel seine Macht nahm und ihn von der Erde in die Hölle bannte" als Atheist verfolgt, seines Amtes entsetzt und von seiner Kirche ausgeschlossen wurde? daß Herder bei seinen frommen Amtskollegen schon deßwegen, weil er keine Perrücke, wie sie, trug, sich der Neologie und Heterodoxie verdächtig machte? daß es zur Zeit des Peter Ramus in Paris für eine sträfliche, ja criminelle Neuerung galt, den lateinischen Buchstaben Q richtig auszusprechen, statt Kiskis: Quisquis, Kankam: Quanqu-m zu sagen? kann es uns, sage ich, noch wundern? O nein! Nicht wahr? Wir sind jetzt ganz im Reinen und Klaren. Wir brauchen über diesen Artikel kein Wort mehr zu verlieren.

Bürdet mir nicht zu viel der Welt auf, das bitte ich mir höflichst aus, ihr Herren Schriftsteller! Euer Wohlthäter, der Geist, ist zugleich euer wahrer Missethäter, der euch bei weitem mehr zusetzt, als die Welt. Ich will nicht reden von der Hypochondrie und den sonstigen Uebeln, die euch die sitzende Lebensart, die er euch zu führen nöthigt, verursacht. Seit die Philologie dem Budäus eine zwanzigjährige Krankheit zuzog, ach! schon seit viel längerer, seit undenklicher Zeit sind die schädlichen Folgen des Studirens so weltbekannt, so ausgemacht, wie die Erbsünde seligen Andenkens. Ich will nur reden von einem innern Hauskreuz; denn dieses ist nicht so offenkundig. Was ist es nicht für ein widerwärtiger Zustand, wenn ihr Stunden, ja oft Tage lang, mit der Feder in der Hand, im Antichambre warten müßt, bis es dem Geiste, diesem vornehmen Herrn einmal beliebt, bei guter Laune zu sein und euch Audienz

zu geben! Jeder Taglöhner iſt Freiherr innerhalb ſeiner vier Wände, König in ſeinem Gebiete, er kann ſeine Arbeit nach Willkühr anfangen und enden, unterbrechen und wieder fortſetzen; nur der Schriftſteller iſt nicht Herr in ſeinem Hauſe, lebt auch hier in der unglücklichſten Abhängigkeit; ſein tägliches Brot iſt ein Gnadenbrot, das ſein Gebieter, wenn er will, ihm entziehen kann. Er iſt ein armer Landmann; was hilft ihm aller Fleiß, alle Anſtrengung, wenn ihm nicht die Sonne des Geiſtes ſcheint? Wie muß ſich der Schriftſteller oft abmartern, bis er gerade den ſeinen Gedanken entſprechenden Ausdruck findet! Wie ſtörrig, wie eigenſinnig iſt nicht oft der Geiſt! Wie oft bleiben nicht die Mittel, die ihr aus allen euren Leibes- und Seelenkräften anwendet, um ihn zu erweichen, erfolglos! Wie ſauer kam manchem Dichter oft nur ein einziger Vers zu ſtehen! Denkt nur an Euripides, der ſich einſt bitter darüber beklagte, daß er innerhalb drei Tagen nicht mehr als drei Verſe zu Stande gebracht habe, an Rouſſeau, der unter Anderm von ſich ſelbſt ſagte: „Ich habe immer Witz und Verſtand eine halbe Stunde ſpäter, als Andere, gerade, wenn es nicht mehr Zeit iſt, weiß ich auf ein Haar, was ich arbeiten ſollte;" an Göthe, der oft Zuſtände hatte „wo es ihm vorkam, als habe er nie ein Gedicht gemacht, und würde er auch niemehr eines machen;" an Schiller, wenn er Göthe ſchreibt: „Wie ſind wir doch alle mit unſrer geprahlten Selbſtſtändigkeit an die Kräfte der Natur angebunden und was iſt unſer Wille, wenn die Natur verſagt! Worüber ich ſchon fünf Wochen lang brütete, das hat ein milder Sonnenblick binnen drei Tagen in mir gelöſt; freilich mag meine bisherige Beharrlichkeit dieſe Entwicklung vorbereitet haben, aber die Entwicklung ſelbſt brachte mir doch die erwärmende Sonne mit;" an Milton, deſſen poetiſche Ader ſich nur zu gewiſſen

Jahreszeiten, nämlich im Frühjahr und Herbſt öffnete, an Arioſto, der an einem Paar Stanzen einen Tag arbeitete, an Guarini, Boileau, Malherbe, Balzac, Voitüre, und um euch nicht zu vergeſſen, ihr mir beſonders werthe Philologen, an Linacer und Paulus Manutius, der zwiſchen jeder Zeile, die er ſchrieb, vier Finger breit Raum ließ, um, wenn ihm etwas beßres einfiel, ſolches gleich einrücken zu können, und ſo über einer Epiſtel oft Monate lang ſaß, und um euch auch einen Hieb noch zu guter letzt hinauszugeben, ihr Philoſophen, an Leibnitz, der ſich ſelbſt zu jener ſeltſamen Menſchenklaſſe rechnet, die abwechſelnd je nach Zeit und Ortsumſtänden bald eine wunderbar ſchnelle, bald eine außerordentlich langſame Faſſungs- und Erfindungsgabe hat, und von ſich ſagt, daß ihm zwar alles Schwere leicht, aber auch alles Leichte ſchwer werde. Wenn daher die delikaten Leſer und Leſerinnen bei der Lektüre ſelbſt ihrer Lieblingsbücher an die Schweißtropfen dächten, die ſie ihren Verfaſſern koſteten, ſo würden ſie allen Appetit zu euren Werken ſo gewiß verlieren, als ihnen der Appetit zu vielen Speiſen verginge, wenn ſie während des Genuſſes an die Art ihrer Zubereitung dächten.

Und wenn ihr auch einmal drinn im Zuge ſeid, wenn euch die Arbeit ſo leicht und raſch wie ein homeriſcher Daktelus von der Feder fließt, was habt ihr nicht auch da noch alles vom Geiſte auszuſtehen! Wie ein Liebhaber, der ſeiner Eroberung noch nicht ganz verſichert iſt, peinigt er euch mit ſeiner Eiferſucht. Jede Aeußerung auch der unſchuldigſten Freude kränkt ihn ſchon aufs tiefſte, wenn er ſich nicht als ihre Urſache weiß. Jeder Blick, den ihr nur wo anderswhin ſelbſt mit nothgedrungner Freundlichkeit werft, iſt ſchon hinreichend, ihn außer Faſſung zu bringen. Er will, daß ihr ganz in ihm euch verliert, daß ihr eure fünf Sinne, eure Phantaſie, euren Verſtand, euer Herz,

kurz all euer Seelen-Vermögen ihm übergebt, ohne auch nur einen rothen Heller zu euerm Privatgebrauch als Taſchengeld in einer beſondern Sparbüchſe zurückzulegen. Ihr lebt in beſtändiger Unruhe und Angſt, ſeine Gunſt und Liebe zu verlieren. Ihr müßt Alles aufbieten, um ihn guten Muths zu erhalten. Wie die Kindbetterinnen müßt ihr euch halten, die ſtrengſte Diät beobachten. Sagt nicht ſelbſt Göthe, einer von den größten Meiſtern eurer Zunft, von ſich: „Ich habe die Erfahrung wieder erneuert, daß ich nur in einer abſoluten Einſamkeit arbeiten kann, und daß nicht etwa nur das Geſpräch, ſondern ſogar ſchon häusliche Gegenwart geliebter und geſchätzter Perſonen meine poetiſchen Quellen gänzlich ableitet." Und wenn ihr nun endlich fertig ſeid, was habt ihr vom Geiſte zum Lohne für eure Opfer, eure Mühen, Sorgen und Qualen? meiſtens nichts als das widerliche Gefühl der Scham und des Eckels an euch ſelbſt. Eure Bücher ſcheinen euch nichts anders zu ſein, als Blößen, die ihr euch in den Augen der Welt gegeben habt, als öffentlich ausgeſtellte Testimonia paupertatis, als frei- und reumüthige Selbſtbekenntniſſe à la Rouſſeau und Auguſtin, als Inventarien von eurem geiſtigen Naturnachlaſſe, als Sündenregiſter und Druckfehlerverzeichniſſe von dem Text eures Lebenslaufes, wegen welcher ihr den geneigten Leſer jedesmal demüthigſt um Verzeihung bitten ſolltet, als Repertorien eurer Muttermale und ſonſtigen beſondern Kennzeichen, durch die ihr euch, eben nicht gerade zu euerm Vortheil, von andern Menſchen unterſcheidet. So lange eure Arbeit noch im Fluſſe des Werdens begriffen iſt, ſo gefällt ſie euch wohl; natürlich: euer Kopf wird dabei ziemlich echauffirt, ihr werdet wohl gar ganz wonnetrunken in dem Gefühl, Schöpfer zu ſein, und in dieſem exaltirten Zuſtande nehmt ihr eure Gebrechen nicht wahr. Aber um ſo empfindlicher ſind die Nachwehen, wenn ihr fertig ſeid. Es iſt euch jetzt, als wäret

ihr von einem schönen Traume erwacht, nur um so tiefer und gründlicher euer Elend zu empfinden. Die fertige Schrift hat allen Reiz verloren; sie ist für euch ein todtgebornes Kind. Ihr glaubt dann, bei eurem einzigen Gönner und Schutzherrn auf Gottes weiter Erde, dem Geiste in Ungnade gefallen zu sein, und in diesem Gefühle der Leere, in diesem euern Wahne, von dem Wesen verlassen zu sein, um dessen willen es sich allein der Mühe verlohnt, Tag für Tag die geschmacklose Wassersuppe des Lebens hinunterzuschlürfen, drängt sich alle Pein zusammen, die nur immer der Mensch als ein geistiges Wesen empfinden kann, erlebt ihr in euch den schrecklichen Zustand des verzweifelnden Selbstmörders. Und welch ein peinigender Schmerz ist es nicht für euch, selbst schon mitten im besten Feuer der Arbeit, wenn euch oft eure kräftigsten Gedankenströme, so wie ihr nur mit dem Pfropfzieher der Feder die Weinflasche des Geistes öffnet, und sie der Atmosphäre der Aussenwelt aussetzt, schon von ihrer Güte verloren zu haben, vielleicht ganz verdorben zu sein scheinen! Wie glücklich sind doch die Menschen, die nicht der Kitzel des geistigen Fortpflanzungstriebes peinigt, die nichts wissen von den Schmerzen des Geistes, von den Schmerzen, die die Ihre der Vollkommenheit, das Bewußtsein ihrer Unerreichbarkeit in der Seele erzeugt! Ach! und gerade je vollkommner, je edler ein Wesen ist, desto schwerer gebiert es seines Gleichen. Die Blattlaus kann in einem Sommer 29 Millionen Junge gebären; dem edlen Menschenweibe kostet oft eine einzige Geburt schon das Leben! O ich möchte um Alles in der Welt kein Schriftsteller sein! Ich möchte keinem solchen Herrn dienen, wie der Geist ist, der es euch nicht einmal dankt, wenn ihr euch seinetwegen so abquält und abhärmt, im Gegentheil seine größte Freude dabei hat, wenn ihr vor Scham, vor Ekel und Verzweiflung vergehen möchtet, ja sogar selbst der Urheber aller Qualen ist, die seine

treuſten ergebenſten Diener und Verehrer auszuſtehn haben. Denn nur er iſt es, dem ihr es nie recht machen könnt, der euch eure Vaterfreuden raubt und in einer beſtändigen Unruhe und Unzufriedenheit mit euch ſelbſt erhält, auf daß ihr in unermüdlicher Thätigkeit von einem Werke zum andern ſchreitet, um immer wieder durch einen neuen Fehler den ältern gut zu machen, den Teufel durch den Teufel zu vertreiben. Der liebe Himmel bewahre uns vor Peſt, vor Hungersnoth, vor Krieg und Feuersbrunſt, vor Allem aber vor Geiſt!

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt der Geiſt.

O gewiß! der Geiſt iſt ein ſchadenfroher Kobold, ein gottloſer Schalk. Selbſt von den Uebeln, die ihr der Welt Schuld gebt, iſt er der eigentliche Urheber. Die Welt iſt nur ſein blindes Werkzeug; wo ſie in ihrem eigenſten Intereſſe zu handeln glaubt, arbeitet ſie nur im Intereſſe des Geiſtes. Die Steckbriefe, mit denen ſie die Schriftſteller verfolgt, ſind ihre Bellerophonsbriefe. Der Geiſt kennt nämlich nur zu gut den Menſchen, er weiß eben ſo a priori als a posteriori, daß er im Ganzen den Charakter jenes italieniſchen Künſtlers hat, der immer erſt eingeſperrt werden mußte, wenn er einmal Gebrauch von ſeinen Talenten machen ſollte, daß die Menſchen geprellt werden müſſen, um in ſeine Dienſte zu treten. Darum öffnet der Geiſt die Pandorabüchſe, und ſchickt dem einen dieſes, dem andern jenes Kreuz über den Hals, wie es eben je nach dem Charakter und der Individualität des Empfängers geeignet iſt, ihn zu geiſtiger Thätigkeit zu ſollicitiren. Mancher hätte ſchwerlich eine entſchieden ideale Tendenz bekommen, wenn ihm nicht ſchon in früher Jugend ein Gegenſtand, an dem er mit ganzer Seele hing, irgend wie entriſſen worden wäre, denn nur dadurch wurde er gezwungen, nicht an ſeine fünf Sinne als die letzte Inſtanz zu appelliren, ſondern vermittelſt einer wahren, in ſolchen Fällen

gültigen appellatio per saltum im freien Fluge des Geistes sich über die Gränzen der unmittelbar nächsten Umgebung hinweg zu setzen, die die meisten Menschen, ohne daß sie es wissen, zeitlebens mit Zentnerschwere danieder drückt. Und viele auch schon zu Schriftstellern herangereifte Menschen hätten doch nie eine solche Tiefe, Erhabenheit und Stärke des Geistes entwickelt, wenn sie nicht auf den Besitz irgend eines, ihren Neigungen und Wünschen als Menschen entsprechenden Gegenstands hätten Verzicht leisten müssen. Petrarca würde nicht Petrarca geworden sein, wäre der Gegenstand seiner Liebe nicht für ihn ein unerreichbarer geblieben. Der Gewinn für den Menschen wäre ein Verlust für den Dichter gewesen. Was zum Nachtheil des Menschen geschieht, geschieht nur zu oft zum Vortheil des Schriftstellers. Aber was sind auch die Leiden des Herzens gegen die Herrlichkeiten des Geistes!

Die Seele des Menschen ist Das, was er als das Wahre und Höchste in sich erkennt und erfährt, was seine Art, die Dinge zu beurtheilen, zu sein, zu leben und zu wirken bestimmt. Diese seine Seele legt der Schriftsteller in seinen Büchern nieder. So lehrreich und interessant es daher auch für uns ist, einen großen Schriftsteller in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen und im persönlichen Umgang kennen zu lernen; so dürfen wir doch nie vergessen, daß wir seine wahre höhere geistige Persönlichkeit allein in seinen Schriften besitzen; denn in ihnen giebt er abgesondert von allen grobirdischen Ingredienzien den reinen Goldbestand seines Geistes. Im Leben ist der Schriftsteller gleichsam nur im Raupen- oder Puppenzustande, aber in seinen Schriften der freie, den Reichthum und die Schönheit seiner Natur ungehindert entfaltende Schmetterling. Mit Recht sind daher so Manche für ihre kindische Neugierde, große Schriftsteller auch persönlich kennen zu lernen, empfindlich bestraft worden.

Kant z. B. ſprach, wenigſtens in ſeinen ſpäteren Jahren, wenn er beſucht wurde, ſtatt von philoſophiſchen Gegenſtänden, von den beſten, neuſten Mitteln, die Wanzen zu vertreiben. Albertus Magnus verwies ſeine Schüler, wenn ſie zu ihm kamen, um Fragen an ihn zu ſtellen, auf ſeine Schriften mit den Worten: Fragt Albertum in ſeinen Büchern. Ja Göthe geſteht ſogar, daß er aus einem gewiſſen „realiſtiſchen Tic" es behaglich finde, ſich überhaupt den Menſchen aus den Augen zu rücken. „So werde ich, ſagt er, immer gerne incognito reiſen, das geringere Kleid vor dem beſſern wählen, und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenderen Gegenſtand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtſinniger betragen, als ich bin, und mich ſo, ich möchte ſagen, zwiſchen mich ſelbſt und zwiſchen meine eigne Erſcheinung ſtellen."

Es iſt allerdings eine traurige Erſcheinung, wenn wir in dem Leben mancher großer Schriftſteller Handlungen finden, die nicht im Einklang mit dem Geiſte ſtehen, der aus ihren Schriften zu uns ſpricht. Aber man hüte ſich vor der Rohheit und Gemeinheit, ſolche Schriftſteller ohne weiteres, wie es ſo oft geſchieht, mit dem empörenden Prädicate ſchlechter Menſchen, zu bezeichnen. Es giebt nun einmal ſolche Menſchen, oder, wenn ihr lieber wollt, ſolche ſonderbare Käuze, die ihr Leben und Weſen einzig und allein in die ſchriftſtelleriſche und überhaupt geiſtige Thätigkeit ſetzen, die nur in der geiſtigen Produktivität in ihrem eigenthümlichen Elemente ſind. Bei manchen dieſer Käuze iſt ihr Leben faſt nichts andres, als der Zuſtand ihrer Geiſtesabweſenheit. Sie verlieren auf der hohen See der geiſtigen Produktivität, wo dem Menſchen die Idee der Unendlichkeit gegenwärtig iſt, denn ſie erhebt ihn über die Schranken der Zeit und des Orts, über die Sorgen der Gegenwart und die Feſſeln läſtiger Umgebungen, jene Erdſchollen aus dem Geſichte, auf

denen sonst der Mensch festen Fuß faßt und seine kleinliche Philisterwelt aufbaut. Das gewöhnliche Leben ist für sie nichts als ein lästiger unverschämter Bettler, der sie immer gerade zur ungelegensten Zeit aus ihren schönen Phantasien oder tiefen Meditationen durch seine ungebührlichen Forderungen herausreißt; alle ihre Handlungen sind nichts als Pfennige, höchstens Kreuzer und Groschen, die sie aus der reichen Goldbörse ihres Geistes dem zudringlichen Bettler unwillig hinwerfen, um sich ihn vom Halse zu schaffen.

Thales, mit dem das Licht der Wissenschaft über Griechenland aufging, bemerkte einst, wie er eben die Gestirne beobachtete, eine vor seinen Füßen liegende Grube nicht und fiel hinein. Ein altes Weib, das seine Magd oder vielleicht auch nur ganz zufällig da war, (was ich nicht mehr weiß, es ist aber auch ganz einerlei) lachte ihn darüber aus, und es that daran wohl, denn es war ein altes Weib, und die Gemeinheit lacht ihn noch heute deßwegen aus, und sie hat dazu als Gemeinheit ein unbestreitbares Recht. „Stört mir meine Zirkel und Figuren nicht" rief Archimedes den auf ihn einstürmenden Feinden zu, und ließ sich von ihnen niederhauen. Karneades vergaß seine nächsten Bedürfnisse über dem Studiren, selbst das Essen, seine Mätresse mußte die Speisen ihm zuschneiden, und ordentlich in den Mund stopfen. „Montesquieu, (erzählt Johannes von Müller in seinen Briefen nach dem Bericht eines seiner Freunde) das erste Genie Frankreichs, er, der alles sah, und wie er es sah, schrieb, war in seinen eignen Sachen wie ein Kind. Ein listiger Betrüger spionirte die Zeit, wo sein treuer Sekretär Don Holland abwesend war, kam zu ihm, versprach um sein Gut la Brede ihm 1000 Thaler mehr Pachtschilling. Es gefiel, wurde angenommen. Jener setzt einen Kontrakt auf, den ließ Montesquieu, versteht ihn nicht, unterschreibt aber,

denn wie ſollte er anders als der Abrede gemäß ſein! Wenige Tage nach dieſem wird ihm angeſagt, auszuziehen. Er erſtaunt. Vergeblich. Jenes war ein Kaufkontrakt; in Brede war weg, und in dem Kontrakt noch dazu der Preis quittirt. Ein Prozeß war unvermeidlich, der Ausgang ungewiß, und für Montesquieu ein Glück, daß der Spitzbube ſich mit 1000 Louisd'or abfinden ließ. Dem guten Malesherbes begegneten dergleichen Sachen ſo viele, daß er endlich ohne ſeinen treuen Perrin ſich nicht mehr getraute, eine Weſte zu kaufen." So vergißt der Menſch in ſeiner geiſtigen Thätigkeit die Sorge für das Leben und ſeine eigene Perſönlichkeit! Anaxagoras opferte ſelbſt freiwillig ſein Vermögen auf, um deſto ſorgenfreier und ungeſtörter ſich allein dem Studium der Natur und der Beſchauung des Univerſums, die er für ſeinen wahren Lebenszweck hielt, widmen zu können.

Ihr nennt C. einen unbedeutenden und geiſtloſen Menſchen, und euer leichtfertiges Urtheil ſtützt ſich darauf allein, daß er in eurer Umgebung nicht excellirte. Aber eure Perſönlichkeit, eure Geſpräche, eure Sitten und Manieren ſprechen ihn nicht an; er gebt bei euch nicht aus ſich heraus; er iſt bei euch nicht zu Hauſe, nicht Er ſelbſt. Verſetzt ihn nur in Kreiſe, die ihm zuſagen, und ihr werdet eben dieſen unbedeutenden C. zu eurer größten Beſchämung und Verwunderung mit allen Herrlichkeiten des Geiſtes und der Kraft als einen Stern erſter Größe funkeln ſehen. Wendet dieſes triviale Beiſpiel aus einer andern Sphäre auch auf eure leichtfertigen Urtheile über den Werth ſo manches Schriftſtellers als Menſch an. Sucht ſein wahres Weſen und ſeinen wahren Charakter und ſein wahres Leben nicht am unrechten Orte, ſucht bei ihm den Menſchen auch in ſeinen Schriften; in ihnen allein iſt Er ſelbſt. So mancher Schriftſteller gleicht dem Auswanderer nach Amerika. Aus der drückenden

Noth des gemeinen Lebens zieht er hin mit Sack und Pack in die herrliche ergiebige Welt des Geistes; die liegenden, unbeweglichen Güter des Lebens setzt er in die überallhin kursirenden Münzen des Gedankens um; das Beste, was er hat, nimmt er in die Reisebündel seiner Schriften zusammen; er läßt nichts im Leben zurück, als elendes Geräthe und abgenutzte Lumpen. Und die gemeinen Biographen und Urtheiler, die aus Anekdötchen, aus dem äußerlichen Leben den wahren Charakter solcher Schriftsteller beurtheilen wollen, kommen mir vor, wie Leute, die aus den zurückgelassnen Lumpen eines Auswanderers nach Amerika seinen Vermögenszustand beurtheilen und daran sein Elend uns darstellen wollten.

„Du willst also aus dem Schriftsteller auch den Menschen erkennen und beurtheilen?" Ja, und von dieser Behauptung bringen mich weder solche übrigens nur scheinbare Widersprüche ab, daß dieser in seinen Schriften der gallenbitterste und schamloseste Satyriker, aber im Leben keusch wie ein Mädchen, und von dem sanftmüthigsten Charakter sein kann, wie es Persius war, jener als Schriftsteller der seelenfrohste, selbst schrankenloseste, ausgelassenste Komiker, ja in vielen seiner Lustspiele ein wahrer Trunkenbold, ein Schlemmer in dem geistigen Genusse seiner unerschöpflichen Witzfülle, und doch zugleich als Mensch der peinlichste, düsterste und krittlichste Hypochondrist ist, wie Molière, der sich selbst den unglücklichsten Menschen unter der Sonne nannte, noch selbst solche sonderbare Erscheinungen, z. B. daß einer, wie der Engländer Steele, mit einer ungeheuern Perrücke, die fünfzig Guineen kostete, auf dem Korse seinen Versuch über die Verkehrtheiten der Mode verfassen kann, ein anderer über die Ehe ein ganzes Buch voll der vortrefflichsten Gedanken schreibt, ohne doch

deßwegen ſich ſelbſt zu verheurathen, und, obwohl ein Schriftſteller edlen, geiſtigen Weſens, doch zugleich ſinnlichen Leidenſchaften ſich hingeben kann, wie Hippel. Ihr ſeht hoffentlich, daß ich ſelbſt ſolche Beiſpiele kenne, als ihr vielleicht meinen Behauptungen entgegenſetzen wollt, und ich könnte noch frappantere anführen, wenn ich gerade Luſt zu Citationen hätte. Aber alle dieſe Beiſpiele machen mir ſo wenig bange, daß ich vielmehr gerade das Gegentheil von euren Folgerungen aus ihnen herausziehe. Eben deßwegen und einzig und allein nur deßwegen, weil der Schriftſteller ſein wahres Selbſt, welches eins iſt mit ſeinem ſchöpferiſchen Geiſte, in ſeinen Schriften giebt, weil er in den ſeiner Muſe mittel- oder unmittelbar geweihten Stunden ſeine Seele am freiſten entfaltet, kann er ſein und iſt er oft — leider! freilich immer eine betrübende Erſcheinung — ein anderer in der Hülle ſeiner vergänglichen Perſönlichkeit, als in ſeinen Schriften, und iſt folglich auch aus dieſen ſein wahres Weſen als Menſch zu erkennen und beurtheilen. Nicht an den Werktagen, wo das Volk nur mit Sorgen und Arbeiten für die Erhaltung ſeiner Exiſtenz beſchäftigt iſt, ſondern an den Sonn- und Feſttagen, wo es aus den dumpfen engen Werkſtätten ins Freie hinausſtrömt, ſich ſeinen Lieblings-Vergnügungen und Neigungen ohne Rückhalt überläßt, kennt ihr am beſten und reinſten ſeine Individualität, ſein eigenthümliches Weſen erkennen. Und die Pflanze giebt nicht an den Blättern und Aeſten, an Stamm und Wurzeln, ſondern an der Blume am ſchönſten, am beſtimmteſten und erkennbarſten ihr inneres Weſen kund.

Ich bitte euch um Alles in der Welt, in welchen Momenten des Lebens glaubt ihr denn wohl das wahre Weſen eines Schriftſtellers erkennen zu können? etwa in denen, wo er ſchläft und die übrigen natürlichen Bedürfniſſe befriedigt? oder

in denen, wo er ſich ſeine Zähne putzt, ſeine Haare auskämmt, ſeine Kleider und Stiefel anzieht? oder in denen, wo er läſtige Beſuche zu machen hat und in den langweiligſten Geſellſchaften von der Welt einen Abend, oft einen ganzen Tag verſchmachten muß? oder in denen, wo er Geſchäfte zu verrichten hat, die lediglich ins Departement der auswärtigen Angelegenheiten gehören, ſeine ganze Denk- und Geſinnungsweiſe auch nicht im Geringſten berühren? oder in denen, wo unſelige Gemüthsſtimmungen oder körperliche Uebel alle Kanäle ſeiner Empfindungen und Gedanken verſtopfen, ſo daß er gedankenlos, wie ein Thier, und empfindungslos wie eine Pflanze iſt? Ihr werdet mir zugeben, daß wir in allen dieſen Momenten nicht das wahre Weſen eines Schriftſtellers haben und erkennen können, daß er im Gegentheil in allen dieſen Augenblicken mehr oder weniger gewißer Maßen außer ſich iſt, entzogen dem Kreiſe von Gegenſtänden und Thätigkeiten, in denen er ſich ſelbſt angehört, ſein eigentliches Leben bewährt. Subtrahirt alſo von dem an ſich ſchon ſo kurzen Leben des Menſchen alle Momente, wo er gleichſam in einer ungeheuern Entfernung von ſich ſelbſt ſich befindet, und ihr werdet einſehen, daß von der Spanne Lebenszeit nur ein ganz kleines Reſtchen, ein blos einige, oft kaum nur einen Zoll breites Flecklein übrig bleibt, das wir als den Spiel- und Tummelplatz ſeiner Seele anſehen können, daß uns folglich zum Maaßſtab für die Beurtheilung des Weſens eines Menſchen, der der geiſtigen Thätigkeit ſich weiht, nur die Sonn- und Feſttage von ſeinem Leben übrig bleiben, die er in der freien Natur ſeines Geiſtes und in dem Tempel ſeiner Muſe zubringt, und in ſeinen Schriften verewigt.'

Und, wie geſagt, wenn auch einer die Perrücke, die er im Gotteshauſe ſeines Geiſtes als eine Verkehrtheit von ſich wirft,

auf dem Marktplatze des alltäglichen Lebens aufsetzt, so bleibt es doch dabei: daß er nur in den Momenten, wo er die Perrücke von sich wirft, sein wahrhaftes Selbst giebt, daß er doch ein freier Mensch ist, wenn er sie gleich an seinem Leibe trägt, wenn sie ihm nur nicht auf Geist und Gemüth wie ein Alp drückt, daß ein solcher Mensch an den edelsten, nothwendigsten und allmächtigsten Lebenstheilen, an Kopf und Herz, d. h. an Geist kerngesund ist, und höchstens nur an den untern Extremitäten der Menschheit, d. h. am Körper an einem Uebel, Podagra genannt, laborirt, so daß der Podagrist, der Körper, dem Geiste, der ein Schnelläufer ist, nicht nachkommt, wenngleich nach will, und daß folglich diejenigen sich grob irren würden, die aus dem Podagra des Schriftstellers den wahren Lebens- und Wesens-Zustand seiner innern Theile beurtheilen wollten.

Wenn Jemand bei dem Anblick eines Gemäldes den Schluß machte: „Wie schön ist dieses Bild! aber wie schön muß erst Der sein, welcher dieses Bild verfertigte!" so würden wir laut auflachen. Wenn nun aber bei der Lektüre einer Schrift, die uns gefällt und interessirt, uns die Phantasie, die sich vor allen andern Fakultäten unserer Seele durch ihre Vielgeschäftigkeit und Naseweisheit bei jeder Gelegenheit hervorthut, ein Porträt von dem Verfasser entwirft, und dadurch das Verlangen in uns erweckt, ihn auch von Person kennen zu lernen, machen wir da nicht oft einen fast eben so schiefen und lächerlichen Schluß? Wie sehr hat daher in dieser Beziehung Lord Byron Recht, wenn er an eine Dame, die, begeistert von der Lektüre einer seiner Schriften, ihm sogar ihre Liebe anbot, folgender Maßen schreibt: „Sie äußern den Wunsch, mich persönlich kennen zu lernen, weil meine Werke Ihnen gefallen. Sie müssen wissen, daß ein Schriftsteller im Allgemeinen sehr verschieden

von seinen Werken ist, und wie die Erwartungen Derjenigen befriedigt, die in ihm liebenswürdigere Eigenschaften als in Andern zu finden hoffen. Meine Schriftsteller-Eitelkeit wird sicherlich nichts bei dem Gedanken leiden, daß ein Werk von mir Ihnen einiges Vergnügen gemacht hat, und um mich in der günstigen Meinung zu erhalten, die es Ihnen von mir beigebracht hat, will ich nicht Gefahr laufen, sie zu verlieren, indem ich mich persönlich bekannt mache." Ohne die dem schönen Geschlechte schuldige Ehrfurcht bei Seite zu setzen, müssen wir doch nothgedrungen jener unbekannten Dame eingestehen, daß uns natürlich deductis deducendis, ihre Urtheils- und Schlußkraft, in diesem Punkte wenigstens fast ebenso sonderbar vorkommt, wie die des Ali Pascha, wenn er aus den kleinen Ohren, den gekräuselten Haaren und den kleinen weißen Händen des Lord Byron schloß, und zu erkennen versicherte, daß er ein Mann von hoher Geburt wäre. Allein ungeachtet ihrer Lächerlichkeit können doch viele Menschen es nicht unterlassen, dergleichen Schlüße bei jeder Lektüre zu machen. So werden manche übrigens gewiß sehr respektable Leser dieser Aphorismen zweifelsohne schließen, daß ihr bescheidner Verfasser, weil er in Einem fort bis zum Ekel über nichts als die Bücher schreibt, ein Bücherwurm comme il faut, ein Mensch ist, der sich vor lauter Lesen krumm und lahm gesessen hat, niedergedrückt von der Last seiner Quartanten und Folianten nur so daher keucht, ein warnendes Exempel von den zerstörenden Folgen der Ausschweifungen im Gebiete der Büchergelehrsamkeit. Aber es thut ihm sehr leid, ihnen versichern zu müssen, daß sie sich in einem gewaltigen Irrthume befinden, indem er es im Gegentheile praktisch und theoretisch mit dem englischen Philosophen Hobbes hält, der nur sehr gute, aber eben deßwegen auch sehr wenige Bücher las, und von sich selber sagte, daß er, wenn er eben so viel gelesen hätte, wie andere

Gelehrte, ebenſo unwiſſend, wie ſie geſtehen wäre, und unbedingt die Worte Lichtenbergs unterſchreibt, wenn er ſagt: „Ich glaube, daß einige der größten Geiſter, die je gelebt haben, nicht halb ſo viel wußten, als manche unſerer mittelmäßigen Gelehrten. Und mancher unſerer ſehr mittelmäßigen Gelehrten hätte ein größerer Mann werden können, wenn er nicht ſo viel geleſen hätte." Um es jedoch auch bei dieſen ſeinen hochverehrlichen Leſern nicht ganz und gar zu verderben, und nicht den Verdacht auf ſich zu laden, als wollte er ſie etwa abſichtlich hinter's Licht führen, ſieht ſich der Verfaſſer, zuvorkommend die Hand zur Verſöhnung darbietend, auf der Stelle zu folgenden Conceſſionen und Confeſſionen bereit. Er geſteht demnach offenherzig ein, daß er blutige Thränen darüber weinen möchte, daß die Natur ihn ſo ſtiefmütterlich bedacht und nicht auch mit ſolchen ſchönen, die Lektüre ſo erleichternden und befördernden Gaben ausgeſtattet hat, wie den Cardanus und die beiden Scaliger, die ohne Licht bei der Nacht blos vermittelſt ihrer helleuchtenden Augen ſehen konnten, wie den Leibnitz, der ſo ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte, daß er ſich des Aufſchreibens nur als eines Mittels bediente, um etwas für immer ſeiner Seele einzuprägen, und daher nie mehr genöthigt war, ſeine Exzerpte nachzuleſen, vor Allem aber, wie den franzöſiſchen Grafen de Guibert, der die glückliche Eigenſchaft hatte, daß er mit einem wahrhaft intuitiven Blicke, nicht wie unſer einer, Zeile für Zeile, ſondern fünf, ſechs, ja noch mehr Zeilen auf einmal leſen, die Ideen bei der Lektüre alſo nicht einzeln, ſondern ſchaarenweiſe in ſeinen Kopf einlaſſen konnte, und von dem es uns daher auch gar nicht Wunder nehmen darf, wenn er ſo unermeßlich viel geleſen hatte, wie uns der Verfaſſer der Memoiren Mirabeaus berichtet. Er geſteht ferner ein, daß er keineswegs

dem Byron unbedingt beipflichtet, wenn er mit vielen andern behauptet, daß man nur nach der eignen Erfahrung, nicht nach den Büchern die Menschen beurtheilen müsse, — denn wie eng ist der Kreis unserer eignen Erfahrungen? und wenn er auch noch so groß wäre, ist die erfahrende Person nicht immer eine und dieselbe? haben also ihre Erfahrungen, so verschiedenartig sie auch sein mögen, nicht immer einen und denselben, folglich einen beschränkten und einförmigen Typus? warum sollen wir nicht die Erfahrungen und Anschauungen Anderer, die wir blos durch Bücher überkommen, zur Ergänzung, Berichtigung und Erweiterung unserer eignen Erfahrung nehmen? — kurz, daß er, wenn auch nicht in specie, doch in genere ein Bücherwurm ist.

Was Quinctilian von dem wahren Redner in Beziehung auf den Menschen sagt, das gilt auch von dem wahren Schriftsteller in seinem Verhältniß zum Menschen. Er sagt aber: „Ich behaupte nicht nur, daß ein Redner ein guter Mensch sein müsse, sondern ich behaupte sogar, daß nur ein guter Mensch ein Redner werden kann. Denn man kann doch wahrlich weder Einsicht Denen zugestehen, die da, wo sie zwischen dem Guten und Bösen zu wählen haben, sich für das letztere entscheiden, noch Klugheit Denen, die durch die Schuld ihrer eignen Unbesonnenheit, wenn auch nicht immer die härtesten Strafen der Gesetze, doch gewiß die des bösen Gewissens sich zuziehen. Wenn nun nicht nur nach dem Ausspruch der Weisen, sondern auch selbst nach der Meinung des Volks nur ein thörichter Mensch ein schlechter sein kann, so wird gewiß nie aus einem Thor ein Redner. Hiezu kommt, daß nur ein reines Gemüth sich der edelsten Beschäftigung widmen kann, erstlich weil in einer und derselben Brust nicht das Gute und Schlechte beisammen wohnen kann, und das Vortrefflichste und das Schlechteste eben so wenig zugleich ein und dasselbe

Gemüth in Anſpruch nehmen kannn, als ein und derſelbe Menſch zugleich gut und ſchlecht ſein kann, zweitens weil der auf einen ſo erhabnen Gegenſtand gerichtete Geiſt von allen andern ſelbſt unſchuldigen Gedanken und Sorgen frei ſein muß. Denn nur mit dieſer Freiheit und Ungetheiltheit, in der kein andres Object ihn zerſtreut und abzieht, kann er das Ziel ſeines Beſtrebens ins Auge faſſen. Jeder ſieht ein, daß ſelbſt ſchon zu ängſtliche Beſorgung des Hausweſens und der Landwirthſchaft, Jagdluſt und Theaterbeſuche die Studien beeinträchtigen, denn die Zeit, die einer Beſchäftigung gewidmet wird, geht für die andere verloren. Man denke ſich nun erſt ein von Wohlluſt, Geiz, Mißgunſt beherrſchtes Gemüth, Leidenſchaften, die ſelbſt keinen hohen Grad erreicht zu haben brauchen, um ſchon die Ruhe der Nacht durch wilde Traumbilder zu verſcheuchen. Denn nichts iſt ſo vielbeſchäftigt, ſo unbeſtändig, von ſo vielen und entgegengeſetzten Leidenſchaften zerſtückelt und zerriſſen, als ein böſes Gemüth. Denn wenn es auch nur Anſchläge faßt, ſo wird es von Sorgen, von Unruhe und Qualen zerriſſen, und wenn es ſie vollends ausgeführt hat, wie wird es da von Angſt, Reue und Furcht gefoltert! Wo iſt in einem ſolchen Gemüthe Platz für die Wiſſenſchaft oder irgend eine edle Kunſt? gewiß eben ſo wenig, als in einem von Stauden nnd Dornſträuchen beſetzten Acker für Früchte Raum iſt."

Bei einer Menge von Autoren iſt freilich die Schriftſtellerei nichts weiter als eine Coquetterie mit dem Publikum; ſie wollen gefallen; ſie wollen das Publikum im eigentlichen Sinne in ſich verliebt machen. Deßwegen machen ſie aufs ſorgfältigſte ihre Toilette, werfen ſich in die elegantеſten Kleidungen nach dem neueſten Modeſchnitte, blicken bei jedem Worte, das ſie niederſchreiben, wohlgefällig in den Spiegel, um den

ermuthigenden Gedanken, daß sie, wenn sie nur sich selbst gefallen, nothwendig auch Andern gefallen müssen, stets lebhaft sich zu vergegenwärtigen, nehmen einen Ton an, den sie für das unfehlbarste Mittel halten, um ihren Zweck zu erreichen, und bestreben sich, diesem affectirten Tone so viel als möglich den Stempel der Wahrheit aufzudrücken, um dem Publikum weiß zu machen, daß sie auch wirklich so denken, wie sie schreiben, wirklich so sind, wie sie als Schriftsteller vor ihm erscheinen. Wie in der schönen Zeit des Mittelalters so manchen Ritter beim Turnier nur die Vorstellung, daß er unter den Augen seiner Schönen kämpfe, zum Ritter schlug; so ist bei vielen Schriftstellern nur die Vorstellung des Publikums, die Vorstellung, von der Dame bemerkt zu werden, um deren Gunst er buhlt, die heilige inspirirende Schutzpatronin seiner Muse. Diese Vorstellung enthusiasmirt ihn und flößt ihm die Kraft ein, sich selbst zu beherrschen und so viel als möglich zusammenzunehmen. Von dieser Klasse Scribenten gilt, was Montesquieu in seinen Pensées diverses sagt: Les auteurs sont des personnages de théâtre. Diejenigen, die keinen solchen feinen Wahrnehmungssinn, kein solches infallibles Wahrheitsgefühl haben, daß sie es dem Schriftsteller schon an der Nase ansehen können, ob in dem Charakter seiner Schriften Schein oder Wesen liegt, thun daher ganz wohl daran, wenn sie dergleichen Schriftsteller persönlich kennen zu lernen suchen; denn nur auf diesem Wege können sie darüber zur Gewißheit kommen, ob nicht in der Löwenhaut ein Esel, in dem Schafspelz ein Wolf versteckt ist. Aber das gilt nicht von den ächten Schriftstellern. Diese verbinden mit ihren Schriften eben so wenig einen besondern außer ihnen liegenden Zweck, als Gott mit der Schöpfung der Welt; ihre Werke sind Produkte der rücksichtslosen Wahrheit und Nothwendigkeit selber, sie entspringen,

aus keiner andern Quelle, als aus dem Wohlgefallen, das alles Gute und Vortreffliche an ſeiner Selbſt-Beſchauung und Offenbarung hat.

Die Autoren ſind Väter, die Bücher ihre Kinder. Richtig; aber wie zwiſchen den leiblichen Vätern iſt auch zwiſchen dieſen geiſtigen Vätern ein gewaltiger Unterſchied. Der ſchlechte Schriftſteller verwendet nichts auf die Erziehung ſeiner geiſtigen Kinder; er ſetzt ſie nackt, unerzogen, hülflos aus, ohne ihnen etwas von ſich mitzutheilen, von ſeinen Kräften und ſeinem Vermögen zu opfern, giebt ihre Exiſtenz dem Zufalle Preis. Aber der ächte, der in der geiſtigen Thätigkeit lebende Autor, der die Achtung für ſich ſelbſt auch auf ſeine Schriften ausdehnt, der in ihnen die Fortdauer und Fortſetzung ſeiner ſelbſt anerkennt, entläßt dieſe ſeine geiſtigen Kinder nur erſt dann aus ſeinem Hauſe, wenn ſie groß und wohlerzogen ſind und jetzt ſelbſt in der Welt ſich ihre Exiſtenz verſchaffen können, und ſetzt ſie nach ſeinem Tode zu ſeinen rechtmäßigen Erben ein. Der ſchlechte Vater ſorgt nur für ſich ſelbſt, er iſt entweder zu leichtſinnig und egoiſtiſch, um ſeinen Kindern etwas von ſich geben zu wollen, oder zu arm, um ihnen etwas geben zu können; kein inneres Band verbindet ſie daher auch mit einander. Aber der gute Vater ſorgt nur für ſich ſelbſt, um für ſeine Kinder ſorgen zu können, ja er vernachläßigt ſogar ſich ſelbſt oft zu ihrem Beſten. Ein weſentliches Band exiſtirt daher zwiſchen ihm und ihnen; denn ſeine Tugenden, ſeine Anſichten, Erfahrungen und Maximen, die Früchte ſeines Lebens, ſeine ganze Empfindungs- Denk- und Geſinnungsweiſe, hiemit ſich ſelbſt, prägt er ihnen ein; er wird daher auch wahrhaft in und aus ſeinen Kindern erkannt; ſie ſind ſeine getreuen Ebenbildniſſe, die Siegelbewahrer und Schatzkämmerer

seines Wesens und seiner heiligsten Interessen, seine Repräsentanten und Sachwalter vor dem Forum der Welt.

Ist der Schriftsteller nur so eine Eigenschaft, ein Accidenz, eine oberflächliche Modifikation des Menschenwesens oder Substanz? ist er nur eine untergeordnete Creatur des Menschen oder gleichwesentlich mit ihm? Die mystische Einheit, die Unio essentialis ist hier die Wahrheit. Der Schriftsteller ist der eingeborne Sohn des Menschen, eines und desselben Wesens mit ihm. Als Mensch ist der Schriftsteller ein Miserere Domine, ein Ecce Homo, angenagelt an das Kreuz des Lebens, eingekerket in dem engen Spatium einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Orts, und seine Wirkungsweise nur auf einen kleinen Kreis von Menschen eingeschränkt, aber im Himmel seiner geistigen Anschauungen, in dem ätherischen Fluidum und Medium der Schrift ist er der allgegenwärtige und allmächtige Gottessohn.

Der ächte Schriftsteller ist keine Memme; er scheut nicht die Selbstaufopferung; er condensirt und comprimirt die ganze Energie seiner Seele in das Brennglas der Schrift. Sein Buch ist daher eine imponirende Individualität, eine gebieterische Macht, ein sich selbst behauptendes Wesen, ausgestattet mit aller Kraft und Fülle des Lebens. Denn bei ihm ist die Schriftstellerei ein wahrer Kraftaufwand und Lebensverlust, ein innerer lebendiger Wesens- und Zeugungsakt. Darum sind mir das ganz klägliche Schriftsteller und Menschen, ganz matte, seichte Brüder, die den Menschen von dem Schriftsteller abtrennen, die die Schriftstellerei als einen außerwesentlichen Aktus fassen und betreiben, und denen daher auch wirklich ihre Schriften nur

wie faule Zähne ausfallen, ohne daß ihre innern Lebenskräfte dabei afficirt und conſumirt werden.

Schiller ſchreibt während der Ausarbeitung ſeines Wallenſteins an Göthe: „An den Wallenſtein werde ich mich ſo ſehr halten als ich kann, aber das pathologiſche Intereſſe der Natur an einer ſolchen Dichterarbeit hat viel angreifendes für mich. Glücklicherweiſe alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber ſie macht, daß ein lebhafter Antheil mich ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen." Und Göthe antwortet ihm darauf: „Ich kann mir den Zuſtand Ihres Arbeitens recht gut denken. Ohne ein lebhaftes pathologiſches Intereſſe iſt es auch mir niemals gelungen, irgend eine tragiſche Situation zu bearbeiten und ich habe ſie daher lieber vermieden als aufgeſucht. Sollte es wohl auch einer von den Vorzügen der Alten geweſen ſein, daß das höchſte Pathetiſche auch nur äſthetiſches Spiel bei ihnen geweſen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein ſolches Werk hervor zu bringen? Ich kenne mich zwar nicht ſelbſt genug, um zu wiſſen, ob ich eine wahre Tragödie ſchreiben könnte; ich erſchrecke aber blos vor dem Unternehmen, und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Verſuch zerſtören könnte." Allein ſo verſchieden auch je nach dem Gegenſtand und der Art der Produktion der pathologiſche Zuſtand iſt, den ſie in dem Subjekte hervorbringt und erfordert, und ſo ſehr auch die Schöpfung der Tragödie von allen andern Geiſtesſchöpfungen die er- und angreifendſte ſein mag, ſo iſt doch die Produktion überhaupt ein Angriff des Geiſtes auf unſere Exiſtenz und Selbſtſtändigkeit auf Tod und

Leben. Auch die rein wissenschaftliche, die philosophische Produktion, die nur gedeiht bei vollkommner Herrschaft der Vernunft, ist zugleich Extase, ergreift den ganzen Menschen, erregt die lebhafteste Sensation, erfordert und erzeugt die innigste persönliche Theilnahme. Jeder wahre Gedanke ist, als freies Vernunftprodukt, zugleich eine durch und durch dringende Determination unsrer unmittelbaren Individualität, ein Stich ins Herz, eine Erschütterung unsres ganzen Seins, ein Opfer unsrer Existenz.

Bei den schlechten Autoren war von jeher der Mensch ein kordialer Duz- und Trinkbruder des Geistes, der sein Schöppchen Wein in Gesellschaft mit dem Schriftsteller con amore ausleerte. Bei den guten wurde der Mensch als Bedienter, Handlanger und Ausläufer von dem Schriftsteller behandelt. Oder — denn auch bei den guten Autoren ist natürlich je nach dem Grade ihrer Güte und ihrem geistigen Charakter und Inhalt das Verhältniß zwischen Mensch und Schriftsteller sehr verschiedener Natur — der Mensch war bei ihnen der Leibeigene des Geistes, der von dem Schriftsteller zum Kitzel seiner Kopfnerven mit Leib und Seele wie eine Prise Taback schonungslos verbraucht ward, oder er wurde von dem Schriftsteller nur wie ein Hofnarr oder gar wie ein Affe zu seinem Zeitvertreibe gehalten, um an seinen Possen und komischen Manieren sich zu amüsiren und von den Anstrengungen der Autorschaft zu erholen, oder der Schriftsteller ging mit dem Menschen um und spielte mit ihm, wie junge Katzen mit ihren Schwänzen, als wäre der Mensch nur ein zufälliges und überflüßiges, zu ihm selbst gar nicht gehöriges Anhängsel von ihm. Wofür konnte wohl z. B. selbst ein Archimedes, in dem Momente, wo er versenkt in seine mathematischen

Anſchauungen, ſich ohne Widerſtand niederhauen ließ, ſeinen Menſchen anſehen? doch nicht für ſeinen Diener, nicht für ſeinen Hofnarrn, ja nicht einmal für ſeinen Affen, denn dieſen beweiſt ihr Herr doch mehr Aufmerkſamkeit; nein! für nichts anders konnte er den Menſchen anſehen als für einen überflüßigen Zuſatz und Auswuchs des Mathematikers. Oder endlich — und das iſt traun! das ſchönſte und zugleich das wahre Verhältniß — der Schriftſteller war der innige Lebensgefährte, der Seelenfreund des Menſchen.

Eine vollkommne, eine wahre Ehe zwiſchen Menſch und Schriftſteller — und eben dieſe exiſtirt nur im wahrhaft vollendeten Autor — findet nur dann Statt, wenn das Weib, der Menſch, an den weſentlichen Grund-Anſchauungen, Gedanken und Geſinnungen des Mannes, des Schriftſtellers, Antheil nimmt, in ſie eingeht und ſie ſich zu eigen macht. Eine Ehe, wo das Gegentheil Statt findet, iſt eigentlich immer eine Ehe zur linken Hand; denn Mann und Weib ſollen ſich decken, wie zwey congruente Dreiecke; es ſoll eine vollſtändige Gütergemeinſchaft zwiſchen beiden ſein. Gelehrt ſoll freilich die Frau nicht ſein; aber iſt ſie wahrhaft unſer, wenn ſie nur an Leib und Herz, nicht auch an Geiſt unſer iſt, wenn ſie ausgeſchloſſen iſt von dem Mitgenuſſe unſeres beſten und höchſten Gutes? Aber ach! der gute Kopf kommt eben immer und überall in der Welt, ſo auch faſt bei jedem Ehebündniß, zu kurz. Wir hören faſt immer nur auf die Stimme unſers vorlauten Herzens, aber nicht auf den ernſten, jedoch freundſchaftlichen Rath der beſcheidnen Vernunft. Wir befriedigen nur die Forderungen des Herzens, weil es, wie ein zudringlicher Gläubiger uns beſtändig über den Hals läuft, und mit ſeinen beleidigenden Drohungen uns verfolgt, nicht die der Vernunft,

weil ſie aus Delikateſſe nur kurze Billets an uns ſchreibt, um uns an unſre Schuld zu ermahnen.

Ach! was biſt Du für ein guter Freund, für eine treue Seele, ſagt in dem ächten Schriftſteller der Geiſt zu dem Menſchen, und drückt ihm dabei herzlich die Hand, welche Opfer bringſt Du mir dar! Der gemeine Menſchenverſtand ſetzt mir als einem Ruheſtörer nach; es iſt auf meinen Kopf ein hoher Preis geſetzt; jede Unterſtützung, die man mir zukommen ließe, jede Kommunikation mit mir als ein ſchweres Verbrechen aufs ſtrengſte verboten, und Du haſt mir zur Herberge in Deiner eigenen Wohnung ein freundliches Studierzimmer eingeräumt, und ſchleichſt Dich jede Nacht mit Lebensgefahr her, um die Speiſen, die Du Dir am Munde abſparſt, mir zu neuem Lebensſtoffe darzubringen! O welche ſchwere Opfer! wie kann ich ſie Dir wiedervergelten! O lieber Geiſt! erwiedert darauf der Menſch dem Schriftſteller, o! nenne nicht Opfer Gaben der Liebe und Freundſchaft! was ich Dir gebe, das giebſt Du mir hundertfältig wieder, ich *bin* nur, wenn ich bei Dir bin; ein Augenblick, mit Dir verlebt, wiegt mir ein ganzes Menſchenalter auf, das ich in dem Leben, das der Tod des Geiſtes iſt, unter dem Schutze der Polizei des gemeinen Menſchenverſtandes zubringe. Und zur Beſtätigung der Wahrheit dieſer Worte drückt der Menſch den Schriftſteller an ſeine Bruſt und ſchwört, daß er ewig ſein eigen, ewig mit ihm eins ſein wolle und werde.

„So geh' doch mit mir in die weite Welt des Geiſtes, ſei kein Haſenfuß und Philiſter; es wird dich gewiß nicht reuen; Du wirſt dich frei nnd glücklich fühlen in den unbeſchränkten herrlichen Ausſichten, die ſich auf der Reiſe Dir eröffnen

werden." Also fordert bei den schlechten Autoren der Schriftsteller den Menschen auf, ihm zu folgen, und schon steht er gerüstet und reiselustig auf dem leichten Fahrzeuge da, das ihn über die klaren Fluthen der See hinführen soll. Aber ungerührt bleibt der feige Mensch am Ufer stehen, denn er ist Glebae adscriptus, und spricht zum Schriftsteller: „O gestrenger Geist! laß mich da; ich kann nicht fort, unmöglich kann ich fort; ich bin gebunden an diesen Ort. Siehe nur da meine schöne Oekonomie, meine Gemüßbeete, meine reichen Viehweiden und Kornfelder, und vor allem da meine lieben Kuh- Schaf- und Gänseställe! Siehe! meine Seele hängt an diesen Dingen; mein Eigenthum nenne ich sie, und nicht nur Eigenthum, nein! Eigenschaften, wesentliche Attribute meiner selbst nenne ich sie. Ich bin so gewöhnt an diese meine Aecker und Felder, absonderlich an meine Gänse, Kühe und Schafe, daß ich gewißer Maßen unzertrennlich von ihnen bin, sie als Theile zu mir selber rechne; es sind disjecta membra meiner selbst, die ich durch das Band der Liebe und Sorge zu einem Ganzen, einem Organismus verbinde, wovon ich nur das Haupt, mein Vieh aber die übrigen Glieder ausmacht. Es sind Metamorphosen von mir, vereinzelte und zertheilte Brocken von dem großen, freilich eigentlich untheilbaren Stamm- und Erbgut, das ich selbst bin; es sind Arme an dem Polyp meiner Seele, Zweige und Ranken aus dem Grund- und Hauptstock meines Selbstes, die aber selbst wieder eigne Wurzeln in die Erde schlagen und so einen eignen Stock bilden. Diese Dinge sind eingewurzelt in mir, wie die Zähne in meinen Kinnbackenknochen, und mit ihnen allein packe und halte ich fest den Brocken meines menschlichen Daseins. Wie sollte ich solche theure Güter verlassen können? Ich bin in der ganzen Gegend wegen meiner vortrefflichen Viehzucht bekannt, ja in dem Charakter eines Oekonomen ein

höchst angesehner und geachteter Mann; aus meinem fetten Vieh werde ich selbst und mein Wohlstand erkannt; es ist das Charakterbild meiner selbst. Wie soll ich als ein solch solider wohlbegüterter und wohlbeleibter Mann mich in die Rolle eines flüchtigen Passagiers finden können, der weiter nichts hat, als was er am Leibe trägt und von einem Vagabunden nicht zu unterscheiden ist? Wer sieht mir denn auf deinem federleichten Kahn meinen Wohlstand, die Anzahl meiner liegenden Güter und die Wohlgestalt meines Viehs an? Ja gestrenger Herr! wenn ich wie eine Schnecke mein Haus auf meinem Rücken, und Vieh und Feld auf Deinen Kahn nehmen könnte, o ja! dann würde ich recht gerne mit Dir fortreisen und ohne Widerstand Dir folgen, aber so ist's mir rein unmöglich." „O Du Elender! erwidert ihm darauf der Geist, wenn Du so denkst, wenn Du nicht resigniren kannst, wenn Du mehr, als das Nothwendige und Unveräußerliche Dein Eigenthum nennst, wenn Du nicht in der Entsagung Genuß und in dem freiwilligen Mangel alles Unnothwendigen Deinen Reichthum findest, dann bleibe, wo und was Du bist, nämlich das unveräußerliche Eigenthum Deines veräußerlichen Eigenthums, und statt auf Reisen in die große Welt der Freiheit zu gehen, bleibe haften auf der Viehweide im Boden, wie eine Gägiethume. Betrachte die Kehlen Deiner Gänse, Schafe und Kühe als die Verlängerungen Deiner eignen Kehle, als die Sprachrohre Deines Selbstes, und nicht mit dem leichten Kiel der Feder in dem feinen, transparenten Elemente der Schrift, nein! mit der Mistgabel grade auf dem fetten schweren Lehmboden Deines Lebens die erbaunen Züge Deiner Seele ein, und die einzigen Spuren, die von Dir im Dasein zurückbleiben, sollen die im Lehmboden eingedrückten Tritte Deines Rindviehs sein!" Solcher Sprache braucht sich aber der Geist bei dem Menschen, der

von Herzensgrund Schriftſteller iſt, nicht zu bedienen, denn da kommt ihm vielmehr der Menſch ſelbſt von freien Stücken entgegengeſprungen, und ſagt zu ihm mit ſehnſüchtiger Stimme: „O lieber Geiſt! o nimm mich doch mit Dir auf Deine ſchöne Reiſen mit, o Du Erretter aus der Noth! Du Flügeladjutant meines ſchwerfälligen Körpers! Du Ormuzd des Daſeins, Du erhabner Fürſt des Lichtes und der Freiheit! Omnia mea mecum porto. Ich will dich mit nichts beſchweren, ich will mich ſo leicht als möglich machen, nur ein kleines Bündelchen erlaube mir mitzunehmen, um das Allernothwendigſte und Weſentlichſte, das ja ſo nicht viel Gepäcke macht, hineinzuthun; alles Andre, was nur immer in die Klaſſe des Entbehrlichen und Ueberflüßigen gehört, aber gerade am meiſten ſich aufbläht und mit ſeiner Corpulenz den größten Raum einnimmt, will ich gerne fahren laſſen und über Bord werfen. Du ſollſt einen luſtigen Reiſekameraden an mir finden, und wenn Du nur dann und wann auf einer ſchönen Inſel, die uns eben gerade auf unſerer Fahrt aufſtößt, Halt machſt, um friſches Waſſer zu ſchöpfen, ſo bin ich ſchon zufrieden. Denke nur nicht, daß ich etwa unterwegs das Heimweh bekomme und mich zurück in meine trauliche Wohnung ſehne, als wäre hier jeder Gegenſtand ein Spiegel meines eignen Selbſtes, die Farben, mit denen die Wände übertüncht ſind, ein Schimmer von dem Weiß und Roth meines theuern Angeſichts und ſelbſt die gelben Klecks:, mit denen die marmorirten Decken meiner Stuben beſprengelt ſind, ein Konterfey meiner Sommerſproßen. Nein! nie ſollſt Du Klagen und Seufzer, nur frohe Lieder ſollſt Du aus meinem Munde vernehmen! Wornach ſollte ich mich denn auch zurückſehnen? Nur ſehr Weniges nenne ich mein, ach! nicht mehr, als in das kleine Bündelchen meiner Schriften eingeht, und das nimmt ja ſo wenig Raum ein, daß es in meiner

Rocktasche Platz hat, und ich so all mein Hab und Gut immer bei mir habe. Darum nimm mich mit Dir fort, o lieber Geist! Das was ich verlasse, sind keine Güter, die ich verliere, ist nichts als eine lästige Bürde, die ich mir vom Halse schasse."

„Hochwohlgeborner Herr Freiherr! Hochzuverehrender Herr Schriftsteller! Es thut mir sehr leid, daß es endlich so weit gekommen ist, daß ich das Recht, welches mir als Hausherrn zusteht, hiemit gegen Euer Gnaden geltend machen muß. Sie wissen, daß ich schon vor dem Miethkontrakte Bedenken trug, an Sie meine Wohnung zu vermiethen, da ich immer nur ehrbare Bürger, wohlhabende Kaufleute und gut placirte Beamte zu Miethsleuten hatte, und von jeher nichts mit den vornehmen Herrn zu thun haben wollte, die ohne alle solide und bürgerliche Tugenden Schuldenmachen nicht für schimpflich halten, sondern im Gegentheil sich eine Ehre daraus machen, Schulden zu haben, und den gemeinen Bürgersmann zu prellen, wo und wie sie können. Durch Ihr Zureden ließ ich mich endlich doch bewegen, meine Bedenklichkeiten bei Seite zu setzen; leider! habe ich jetzt Grund genug, es tief zu bereuen. So lange Sie bei mir wohnen, haben Sie mir auch noch nicht einen rothen Heller bezahlt, und nicht nur den Miethzins, sogar alles, was ich für Kaffee, Zucker, Punsch und Tabak auslegte, sind Sie mir bis jetzt schuldig geblieben. Wie Sie aber selbst wissen, besteht mein Vermögen nur in Grundstücken, besitze ich weiter nichts an baarem Gelde, als was ich aus ihnen löse, und habe ich damit nicht nur mich selbst, als ehrlichen Mann, sondern auch noch meine unverheirathete Schwester, das Herz, meinen alten Vater, den Magen, und fünf unmündige Kinder, meine Sinne, die alle nach Brod schreien, zu versorgen. Ueberdem liebe ich über Alles Ruhe und Frieden im Hause. Aber welchen

Spektakel haben Sie mir ins Haus gebracht! Tag und Nacht Gesellschaft, und was für Gesellschaft! nichts als Komödianten, Poeten, Freigeister, kurz Scribenten aller Art, wenn ich's Ihnen aufrichtig sagen soll, nichts als lauter unehrliches Gesindel ohne Dach und Fach, das einem nur Unsegen ins Haus bringt. Keinen Augenblick hatte ich Ruhe, so lange Sie bei mir wohnten, nicht einmal ruhig essen und schlafen konnte ich. Kaum hatte ich mich zu Tische gesetzt, so klingelten schon wieder Euer Gnaden, und bis ich wieder kam, waren die Speisen kalt und der Appetit hinweg. Und wenn ich gerade im ersten besten Schlafe lag, so weckte mich plötzlich schon wieder ein Gepolter auf, und Euer Gnaden brachten noch einen ganzen Schwarm Scribenten nach Hause; ich mußte noch um Mitternacht Punsch machen, und die Herren tobten fort bis an den späten Morgen. Darum sehe ich mich jetzt genöthigt, Ihnen die Wohnung aufzusagen, und bis zum Ausziehen höchstens nur einen Termin von drei Tagen zu gestatten. Uebrigens Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamster Diener: Mensch, hiesiger Bürger und Handelsmann." So verfährt in dem schlechten Autor der Mensch mit dem Schriftsteller; so beurtheilt und behandelt überhaupt das gemeine Volk alles edle ideale Wesen.

„Lieber Schriftsteller! innigst geliebter Freund! Endlich kann ich wieder Dein sein. Meine Geschäfte sind jetzt im Reinen, es ist Alles Gottlob! abgethan; ich bin frei von den Fesseln, die mich bisher von Dir trennten; ich habe Alles verkauft, was ich noch in der Stadt an überflüßigen Möbeln und sonstigen Sachen besaß, und für den Erlös mir eine herrliche, für uns und unsre Studien ganz geeignete Wohnung auf dem Lande angeschafft. Komme daher so bald und schnell, als Du nur kannst; nimm Extrapost, ich will schon die Kosten dafür auslegen und

genire Dich ja nicht wegen Deiner Bücher und ſonſtigen Schreibmaterialien; nimm ihrer ſo viele mit, als Du willſt; es iſt Platz genug; ich habe ſchon dafür geſorgt. O wie glücklich werde ich ſein, wenn ich Dich wieder beſitze, o Du mein beſter, mein einziger Freund, der Du mich allein verſtehſt und erkennſt, mit dem ich allein ein wahrhaft vernünftiges Wort ſprechen, dem ich ohne Scheu meine Seele anvertrauen kann, der Du ſo ganz mit meinem Weſen übereinſtimmſt! Darum eile, o Beſter, in meine Arme! Ich vergehe vor Verlangen, Dich wieder zu ſehen. Dein anderes Ich." — Alſo correſpondirt in dem ächten Autor der Menſch mit dem Schriftſteller.

Tags darauf gibt jedoch der Menſch einen neuen Brief an den Schriftſteller auf die Poſt. Auf ſeinem Umſchlag ſtehen die Worte: Recommande, Citissimo dreimal unterſtrichen. Sein Inhalt lautet wie folgt. „Lieber Freund! Schon wieder ein Brief! und zwar ein Brief, in dem ich Dich dringend erſuche, noch nicht auf unſern neuen Muſenſitz zu kommen, wenigſtens noch ein Paar Tage auszuſetzen. Welch' eine plötzliche Veränderung! wirſt Du ausrufen, bedenklich den Kopf darüber ſchüttelnd, welch' ein ſonderbarer Widerſpruch! O ich ſelbſt fühle ihn leider nur zu gut, als daß ich mich nicht deßwegen über mich ſelbſt ärgern, ja ſchämen ſollte. Aber ſiehe! ſo iſt der Menſch. Wenn er mit dem einen Fuß aus der Schlinge iſt, ſo kommt er richtig wieder mit dem andern hinein. Warum muß er denn aber auch gerade zwei Beine haben? Wenn er mit dem einen in dem Moraſt ſteckt, wozu hat er das andere, als um ſich vollends noch in ihn hinein zu ſtampfen? Zweifle nicht, daß es die volle Wahrheit iſt, wenn ich Dir geſtern ſchrieb: ich verginge vor Verlangen

nach Dir. Ich habe in der That alle die Feſſeln abgeworfen, die mich bisher hier in der Entfernung von Dir zurückhielten. Es iſt mein ganzer Ernſt, nur Dir zu leben. Es koſtet mir keinen Kampf, alles Andere um Deinetwillen hintanzuſetzen; denn was habe ich, wenn ich Dich nicht habe? Aber ach! noch Etwas habe ich auf meinem Herzen. Ich machte Dir bisher ein Geheimniß daraus. So ſehr mich auch deßwegen mein Gewiſſen peinigte, ſo ſchwer es mir auch auf dem Herzen laſtete, ich konnte es doch nicht über mich bringen, es Dir einzugeſtehen. Ich fürchtete, dadurch Dich, meinen beſten Freund, zu kränken, wo nicht gar zu verlieren. Wie oft war es mir ſchon auf der Zunge! Aber immer drängte es ſich unwillkührlich wieder in mich zurück und warf ſich zu meiner größten Qual wie eine ſchwere Krankheit auf meine inneren Theile. Auch jetzt iſt es nur die Nothwendigkeit, die mir das Geſtändniß abzwingt.

So höre denn! Es iſt ſchon lange, ja beinahe nur ein Paar Jahre ſpäter, als ich mit Dir Freundſchaft ſchloß, daß ich in der Stadt, die ich eben jetzt zu verlaſſen gedenke, mit Heloiſe N. N. — der Name wird Dir ja gleichgültig ſein — das Band innigſter Liebe knüpfte. O mache mir deßwegen keine bittern Vorwürfe! Ich kann nichts dafür, ich bin ganz unſchuldig daran. Du weißt es ja ſelbſt: ich ging ſonſt ſo freuden leichten Sinnes dem Strome des Lebens entlang dahin; keine Erſcheinung band den flüchtigen Wanderer; ich ſah Woge für Woge gleichmüthig verrinnen und, wenn ich auch bei einer einen Augenblick nachdenkend verweilte, ſie war kaum vorüber, ſo jubelte ich ſchon mein Loblied auf die Vergänglichkeit der Dinge und hatte eine wahrhaft kindiſche Freude daran, daß der Strom alles ſo leichtfertig hinwegſpült; ich erblickte in dem Spiegel ſeiner wechſelnden Wogen nur den Himmel meiner Geiſtesſchöpfungen.

Aber als ich ſie erblickte — o hätte ich ſie nie erblickt! ich würde nie in dieſen unſeligen Zwieſpalt gerathen, nie aus dem Himmel der Eintracht, den ich nur in der unbedingten Hingebung an Dich genoß, herabgeſtürzt ſein, — da war es um meinen ungebundenen Sinn geſchehen; ich konnte nicht mehr fort von ihr; meine Blicke weilten unverwandt nur auf ihr; ſie ſehen, ſie erkennen, ſie lieben, ſie nimmer laſſen können war Eins. Mir war's, als wäre ich bisher ein Fremdling in der Welt geweſen, der nicht wußte: woher, wozu, wohin? und jetzt plötzlich von den unwiderſtehlich-feſſelnden Banden des Heimathlandes umſchlungen.

Es geſchah dieß zu jener Zeit, wo ich, wie Du Dich noch recht gut erinnern wirſt, durchaus kein Sitzfleiſch hatte, wo ich bald heftig die Feder ergriff, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, bald wieder mit Unwillen als ein bloßes Palliativmittel meiner Krankheit hinwegwarf, und ins Freie hinausſprang, bald ausgelaſſen luſtig, bald übermäßig traurig und niedergeſchlagen, ſo linkiſch, ſo geiſtesabweſend war, daß Du durchaus mit mir nichts anzufangen wußteſt, nichts in meinen Kopf hinein, nichts aus ihm herausbringen konnteſt. O lieber Freund! freue Dich Deines ätheriſchen, idealen Weſens, freue Dich, daß Du nichts von der Liebe und ihren Schmerzen weißt, nichts von jener Beklemmenheit des Herzens, von den ſchrecklichen Martern der Eiferſucht, von den Qualen der Sehnſucht und den erbarmungswürdigen, verzweifelten Mitteln, durch die wir den geliebten Gegenſtand aus der Entfernung in unſere Nähe zu zaubern verſuchen, nichts von jenen nagenden Zweifeln, wenn das eigne Gefühl mit eindringlicher Stimme uns zuruft: „Beruhigt euch: Ihr ſeid geliebt, wenn euch gleich noch alle äußere Beweiſe mangeln" und doch der ſüße Balſam der Gewißheit nicht unſere Wunden heilt, nichts

von jenen gewiſſenreinigenden Vorwürfen, wenn wir ach! blos aus anbetender Verehrung und Hingebung, blos aus Verſunkenheit in den Gegenſtand in der äußerlichen Form irgend wie gefehlt haben, und dieſen unerheblichen Fehler nun wie ein Majeſtätsverbrechen gegen die geheiligte Perſon der Geliebten uns zu Gemüthe ziehn, nichts von jener bangen Erwartung einer einſamen Stunde, um ihr endlich ſagen zu können, was ſo ſchwer und ſo lange auf unſrer Seele laſtet, und jenem tödtlichen Schamgefühl, jenem verzehrenden Aerger, wenn uns endlich einmal eine ſolche glückliche Stunde zu Theil wurde, und wir dennoch aus Ueberfülle, als wäre uns die Zunge gelähmt, dann nichts aus uns herausgebracht haben, und ſo durch unſer tölpiſches Benehmen alle Hoffnungen und Anſprüche auf Achtung und Gegenliebe für immer verſcherzt zu haben glauben, kurz freue Dich, daß Du nichts weißt von allen jenen unſeligen Stimmungen und Leidenſchaften, die ſich ſchaarenweiſe in den Wunden der Liebe einwühlen, um als wahre Nervenwürmer unſere beſten Lebenskräfte zu verzehren und die ich Dir einzeln und ausführlich zu ſchildern, ſelber keine Luſt habe. Freue Dich, ſage ich nochmals, lieber Schriftſteller! Deines idealen Weſens, aber — möchte ich auch gleich hinzuſetzen, wenn ich Dich nicht zu beleidigen fürchtete — freue Dich auch nicht Deines idealen Weſens; denn Du weißt nichts von der Seligkeit der Liebe, von den zahlloſen Seligkeiten einer ſtufenweiſe immer inniger und inniger werdenden, vom zarteſten Pianissimo bis zum furioſeſten Fortissimo ſchwellenden Berührung zweier lebendiger Weſen. Doch im Ganzen preiſe Dich glücklich, daß Du auch davon nichts weißt; denn die Liebe iſt ein ſolches tolles Durch- und Untereinander von Luſt und Pein, von Freude und Schmerz, daß man nicht weiß, ob die bitter- oder wohlſchmeckenden Ingredienzien von ihr die vorherrſchenden ſind.

und ſelbſt Unſer Einer herzlich froh iſt, wenn er die harte Schule der Liebe durchgemacht hat, wenigſtens über die erſten grammatikaliſchen Schwierigkeiten hinaus und mit heiler Haut davon gekommen iſt.

Verzeihe dieſe Epiſode! Du wirſt Dich ſchon an ihr gelangweilt haben. Aber ich gerieth ganz unwillkürlich ſo in's Feuer hinein. Ich will um ſo kürzer den Schluß zuſammenfaſſen, um Dich nicht lange mehr mit Dingen hinzuhalten, die Deinem ſtets in höhern Regionen ſchwebenden Geiſte ſo unendlich ferne liegen.

Als ich nun geſtern Abends, nachdem ich eben den Brief an Dich auf die Poſt gegeben hatte, meiner Geliebten den Entſchluß entdeckte, ſie verlaſſen zu wollen, um gänzlich nur Dir zu leben, da fiel ſie mir verzweiflungsvoll an die Bruſt, da entquoll ein Strom bittrer Thränen ihren ſchönen Augen, da ſchluchzte ſie, als wollte ihr der Athem ausgehen, da ſtöhnte ſie die Worte: „Du mich verlaſſen!" mit einem Tone hervor, der, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden, mir durch die Seele drang. Kurz — was ſoll ich Dir eine lange Schilderung machen? — es war eine herzzerreißende Scene. Ich konnte unmöglich dieſem ſchmerzlichen Eindruck Widerſtand leiſten. Ich mußte ihr verſprechen, noch längere Zeit, wenigſtens einige Tage noch bei ihr zu bleiben. O mein Theurer! nimm mir dieſe Nachgiebigkeit nicht übel, verliere deßwegen nicht Dein Zutrauen zu mir. Bedenke, daß die Liebe für uns Sterbliche eine Nothwendigkeit iſt. Auch zweifle ich nicht, daß Du meine Schwäche verzeihlicher finden würdeſt, wenn Du die Geliebte meines Herzens perſönlich kannteſt. Du kannſt ſie jedoch ſchon hieraus ſo ziemlich erkennen und ihren Charakter beurtheilen, wenn ich Dir ſage, daß ſie Alles, was ich ihr von Dir erzählte, mit dem größten Intereſſe immer aufnahm,

und mit dem lebhafteſten Antheil ſtets ſich nach Deinem Befinden, Deinem Stande und Charakter, Deiner Denk- und Lebensart erkundigte, wobei ſie die Neugierde, die ihr aber gewiß in dieſem Falle ſehr zur Ehre gereichen wird, ſo ſtark peinigt, daß ſie Alles ſo recht im Detail wiſſen möchte, z. B. ob Du denn auch — freilich eine komiſche Frage, aber die ſie doch recht bezeichnet — wie ich ein Liedchen hätteſt und wie es heiße und ausſähe, wenn ich Dir ferner ſage, daß ſie ſelbſt ſchon oft den Wunſch geäußert hat, wiewohl mit Schüchternheit — denn ſie würde ſich in Deiner Gegenwart doch immer etwas genirt fühlen, was Du ihr aber nicht verdenken kannſt — ſie möchte Dich doch auch recht gerne perſönlich kennen lernen. Ich weiß ſogar, daß ſie alle Sentenzen und ſelbſt Bon-mots, die ich aus Deinem Munde hatte und ihr mittheilte, hinter meinem Rücken in ein eignes Stammbüchlein, welches ſie ſich ſelbſt zu dieſem Gebrauch machte, einſchrieb und ſich nicht ſatt daran leſen konnte. Ja ich erinnere mich, daß ſie ſelbſt mehrmals wehmüthig mir klagte: ſie könne oft ganze lange Nächte kein Auge zuthun, ſo quäle ſie der Gedanke, daß ich Dir aus meiner Liebe zu ihr noch immer ein Geheimniß mache, ſie müſſe deßwegen ſogar an der Wahrheit und Tiefe meiner Liebe zweifeln. Wie kann ich Deine wahre Freundin ſein, ſagte ſie zu mir, wenn ich nicht auch die Freundin Deines beſten, Deines innigſten Seelenfreundes, wenn ich nicht in euren Bund mit aufgenommen bin? O ſtelle mich nur Deinem Freunde vor! — fuhr ſie dann im Tone gekränkter Eitelkeit fort — Du brauchſt Dich nicht meiner zu ſchämen, werde ich auch anfangs in ſeiner Nähe etwas ſchüchtern und verlegen ſein, wenn er denn wirklich ein ſo gar erſchrecklich hohes geiſtiges Weſen iſt, als Du aus ihm machſt, nur Geduld! mit der Zeit werde ich mich ſchon in ihn zu ſchicken wiſſen, und ihm beweiſen, daß

ich auch nicht auf den Kopf gefallen bin. Auch muß ich ihr wirklich das Zeugniß geben, daß ſie manchmal ſo geſcheut ſpricht, daß ich ganz irre und confus werde und meine, ich hörte Dich ſelber reden. Doch genug von ihr. Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn ich Dir eine ſolche Vorſtellung von ihr beigebracht habe, die Dein Urtheil über meine menſchliche Schwachheit mildern kann und wird. In der ſüßen Hoffnung, daß Du mir meinen Fehler verzeihen und nach wie vor Deine Freundſchaft ſchenken wirſt, nenne ich mich Deinen wahren und bleibenden Freund."

Auf dieſen Brief antwortete der Schriftſteller dem Menſchen mit umgehender Poſt: „Geliebter Freund und Menſch! Es iſt gleichgültig, von der Welt verkannt zu werden, ja man kann ſogar ſeinen Gefallen daran haben, ſich abſichtlich zu myſtifiziren, um ihr anders zu erſcheinen, als man in der That iſt, aber ſchmerzlich, ja wahrhaft ſchmerzlich iſt es, auch von den Wenigen, denen wir uns freundſchaftlichſt an- und aufſchließen, verkannt zu werden. Eine traurige Beſtätigung dieſer Wahrheit war mir daher Dein letzter Brief. Ja der erſte Eindruck, den er auf mich machte, war ſo heftig, daß ich auf immer mit Dir hätte brechen mögen, um mich in das Heiligthum meiner Seele zurückzuziehen und mich in mich ſelbſt zu verſchließen. Wie hätte ich es mir einfallen laſſen können, daß auch nach ſo langem, ſo vertrautem Umgang Dir mein wahres Weſen noch ſo fremd geblieben iſt! Welche gräßliche Vorſtellungen! Wie magſt Du die Liebe eine menſchliche Schwachheit nennen! Wie kannſt Du den Menſchen und den Schriftſteller ſo auseinander trennen! Der Menſch hat kein Geheimniß vor dem Schriftſteller. Weil ich von dem Schein des Lebens abſtrahire, glaubſt Du, ich abſtrahire auch von ſeinem Weſen? Ich werfe die Schale

der Welt weg, um deſto beſſer ihren innern göttlichen Kern genießen zu können. Mir ſollte die Liebe fremd ſein? O Du Verblendeter! Ich kenne ſie beſſer und gründlicher als Du. Sie iſt mir näher verwandt, als Du glaubſt. Geiſt und Liebe ſind nur Zweige eines und deſſelben Stammes. Ich könnte Dir dieſes urkundlich beweiſen, aber ich müßte nothwendig dabei in ihre innerſten Familienverhältniſſe eindringen, und wer wird ſolche zarte Geheimniſſe der Poſt anvertrauen, ſie der Gefahr ausſetzen, in rohe Hände zu fallen? Mündlich alſo das Nähere. Jetzt nur noch in Bezug auf Deine Liebe das Wichtigſte für Dich: nimm Deine Heloiſe ohne Bedenken mit auf unſern Muſenſitz, wo ich morgen Abends Punkt acht Uhr eintreffen werde; ſie ſoll ſtets zwiſchen uns beiden in der Mitte ihren Platz einnehmen; das ſchönſte Band zwiſchen Menſch und Schriftſteller iſt die Liebe. Grüße ſie einſtweilen aufs innigſte von mir. Ich freue mich recht darauf, ſie perſönlich kennen zu lernen. A revoir."

Nach Empfang dieſes Schreibens ſchickte der Menſch dem Schriftſteller auf der Stelle folgendes kurzes in der größten Eile kaum leſerlich geſchriebnes Billet. „Du erhältſt dieſe Zeilen durch einen Expreſſen. Noch heute Abend liege ich wonnetrunken an Deiner Bruſt. O! erſt jetzt erkenne ich Dich. Erſt jetzt bin ich ungetheilt, bin ich wahrhaft Dein. Ach Du und Heloiſe Ein Weſen! O welcher glücklichen Zukunft ſehe ich entgegen!"

Kaum hatte er dieſe Worte niedergeſchrieben, ſo warf er die Feder weg, nahm ſeine Heloiſe in den Arm, ſtieg mit ihr in den Wagen, der ſchon vor der Thüre bereit ſtand, hinein und in einem Nu — es ging Carriere — waren die Glücklichen den Augen der Welt entſchwunden.